



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

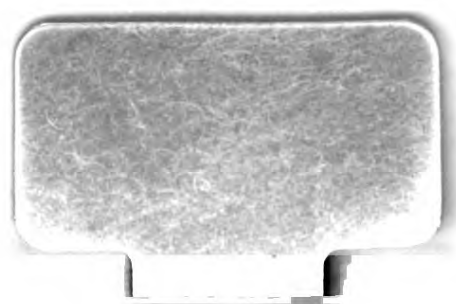
ADOLF VON HARNACK

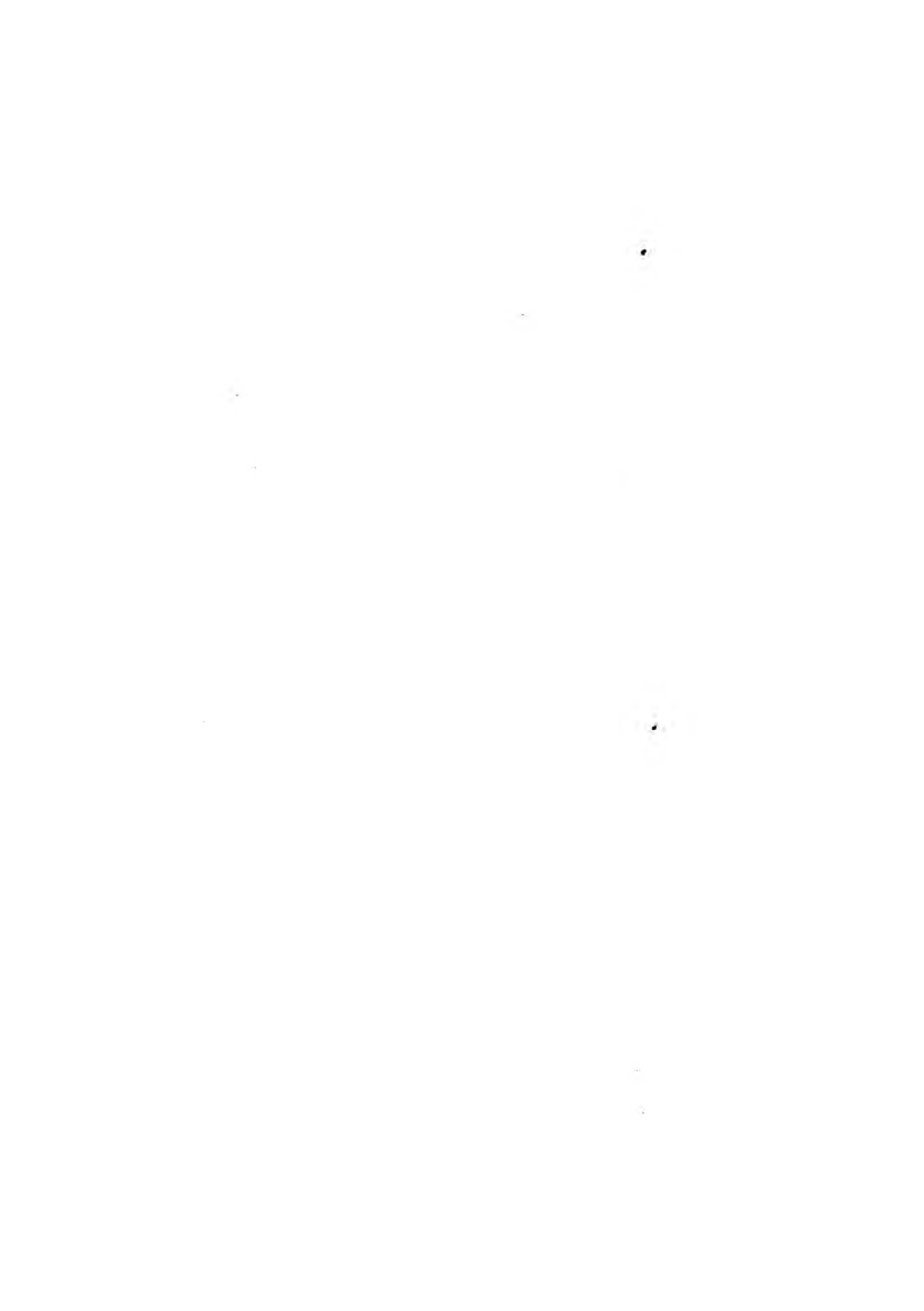
Wann unsterblichem
Leben



1015

e. 239







Adolf von Harnack

Vom
inwendigen Leben

Betrachtungen über Bibelworte
und freie Texte

„Drei Dinge gibt es, die unergründlich
sind — Leben, Seele, Gott — und die
doch für uns das Sein selbst sind.“
Adolf von Harnack

! 9 3 !

Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn

Copyright 1930 by Eugen Salzer in Heilbronn
Einband und Schutzumschlag von G. Ruth
Druck der Stuttgarter Vereinsbuchdruckerei A.-G.



Erstes bis fünftes Tausend

Zum Geleit

Die vorliegenden Betrachtungen waren ursprünglich eine rein persönliche Gabe des großen Gelehrten an eine junge Verwandte, die in schmerzlichen Jahren ihr Trost und Kraft brachten. Mit der Einwilligung des heimgegangenen Verfassers sollen sie nun einem weiteren Kreise zugänglich gemacht werden in der Überzeugung, daß ihre seelsorgerische Liebe auch andere Herzen bewegen und sie mit dem freudigen Lebensmut erfüllen möge, der ihm selbst eigen war.

Das Lebenswerk Adolf von Harnacks im Dienste der Wissenschaft ist der Welt bekannt, weniger aber, daß ihm nichts so sehr am Herzen lag, als das Leben der Seele in Gott, und zwar ganz im Sinne Jesu Christi wie es Harnack einmal in einem Briefe ausdrückt: „Stark zu sein an dem inwendigen Menschen ist Alles!“

Einige der Betrachtungen stammen aus dem Besitz der kriegsverwitweten Tochter Adolf von Harnacks und sind mir von dieser freundlichst überlassen worden.

Eugen Salzer.

Ev. Matth. 13, 33: „Das Himmelreich ist einem Sauerteig gleich, den ein Weib nahm und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es gar durchsäuert ward.“

„Das Himmelreich“ oder „das Reich Gottes“ ist in den Evangelien der Inbegriff all des Großen und Heiligen, von dem die Seele lebt, das sich allmählich in der Menschheit ausgestalten soll, damit einst aus ihr ein Bruderbund werde, so umfassend wie das menschliche Leben und so tief wie die menschliche Not. Ein hohes Ziel — heute scheint es ferner denn je — und doch das einzige Ziel, um dessen willen es sich lohnt, auf Erden zu leben und zu wirken.

Was sagt nun Jesus von diesem Großen und Heiligen in bezug auf die Art, wie es in der Welt wirken soll? Er sagt nicht, es soll wirken wie ein Firnis, unter dem alles so bleibt wie es war und nur ein konventioneller Schein entsteht. Er sagt auch nicht, es soll wirken wie eine Zugabe, so daß ein Doppeltes nebeneinander bleibt, das gewöhnliche Leben und hin und her daneben jenes Element. Er sagt auch nicht, es soll wirken wie ein Atzmittel, so daß es das gewöhnliche Leben wegfrisst und

Über den gleichen Text hielt Harnack am 4. März 1917 eine Predigt im Akademischen Gottesdienst zu Berlin, erschienen im 6. Bd. seiner Reden und Aufsätze: „Erforschtes und Erlebtes.“

auflöst. Sondern er sagt, es soll wirken wie ein Sauerteig, der das Mehl des Lebens bis zum letzten Körnchen durchdringt und es umgestaltet, ohne es aufzuheben. Dieser Prozeß geht langsam, aber sicher!

Das ist ein hohes Ziel, aber zugleich ein unmittelbar einleuchtendes und lockendes! Nichts soll genommen werden, aber alles soll anders werden! Die „drei Scheffel Mehl“ im Gleichnis sind die Menschheit in ihrer natürlichen Art; aber jeder einzelne kann und soll das Gleichnis auch auf sich selbst beziehen. Das, was groß und erhebend ist, soll bei uns nicht als Firnis, nicht als Zugabe, aber auch nicht als Atzmittel wirken, sondern als Sauerteig. Paulus ruft einmal seinen Jüngern das stolze Wort zu: „Werdet Gottes Mitarbeiter!“ Man wird Gottes Mitarbeiter — an sich selbst und an der Welt —, wenn man das tut, was das Gleichnis sagt.

II.

10. November 1916.

Johannes-Ev. 17, 15: (Aus dem Gebet Jesu an seinen Vater für seine Jünger): „Ich bitte nicht, daß Du sie von der Welt nimmest, sondern daß Du sie bewahrest vor dem Bösen (Übel).“

Dies Wort ist mir seit vielen Jahren als eines der einfachsten und tiefsten, und zugleich als eines der ergreifendsten in der Bibel erschienen. Ich habe es oft in der Seele nachgesprochen, und es hat mich im Wirrsal des Lebens zugleich aufgerichtet und geleitet. Es läßt einen in der Welt und es

behütet einen in der Welt. Man kann mit wenigen Worten nicht mehr und nichts gesunderes sagen.

1. Es läßt einen in der Welt: Damit tritt es aller ungesunden Weltflucht entgegen, mag sie aus Überdruß, aus Reue, aus Verzweiflung oder aus jenem Hochmut kommen, der sich besser dünkt und zu vornehm für die ihm gestellten Aufgaben. Du sollst in der Welt bleiben, d. h. du sollst in dem Beruf, der Aufgabe bleiben, die dir gesetzt ist, das ist deine „Welt“. Auch kein Kummer, kein Kleinmut soll dich aus ihr vertreiben. „Ich bitte nicht, daß Du sie von der Welt nimmest.“ Aber es ist doch so oft eine böse, traurige Welt?! Nicht so böse und so traurig, wie wir manchmal denken; auch nicht so stumpfsinnig, wie wir manchmal denken. Heißt es doch von eben dieser Welt: „Also hat Gott die Welt geliebt!“ Er liebt sie, trotzdem sie ist, wie sie ist. Er liebt sie, damit sie dadurch besser wird; denn nur die Liebe ist die Macht der Besserung. Also: Du sollst in der Welt bleiben, ja sie lieben, freudig und fröhlich; denn ohne Freude gibt es keine Liebe. In der Welt sollst du bleiben, nämlich in deiner Welt; denn eine andere gibt es für dich nicht; sie sollst du mit Liebe umfassen — die Sonne, wie sie dir aufgeht, die Dinge, wie sie deiner Obhut anvertraut sind, die Menschen, die in deinem Kreise stehen, ob sie dir nun armselig vorkommen oder nicht. Alles das zusammen ist deine Welt. „Ich bitte nicht, daß Du sie von der Welt nimmest.“ Also nicht weltverschlossen, sondern weltaufgeschlossen sollen sie

sein; denn was wäre das für ein Bleiben in der Welt, das nur notgedrungen und aufgezwungen wäre?

2. Es behütet vor dem Bösen (Übel). Jesus hat für seine Jünger, die in der Welt bleiben sollen, nur die eine Bitte: „Bewahre sie vor dem Bösen.“ (Luther hat Übel übersetzt, aber das ist nicht ganz richtig.) Merkwürdig! Er sendet sie hinaus in die Welt; hundert Aufgaben, schwere Gefahren, Nöte aller Art erwarten sie. Man sollte denken, er müßte ihnen eine große Zahl guter Ratschläge und kräftiger Fürbitten mit auf den Lebensweg geben. Aber er spricht nur die eine Bitte aus: „Bewahre sie vor dem Bösen.“ Augenscheinlich ist er der Meinung, daß, wenn sich diese Bitte erfüllt, alles andere sich erträglich und gut gestalten wird! Augenscheinlich vertraut er, daß sie im übrigen ihren Weg schon finden werden, wie es in einem anderen Spruch heißt: „Wer ist, der euch schaden kann, so ihr dem Guten nachkommt?“

Was ist das doch für eine einfache und große Überzeugung, unzweifelhaft gestützt auf sichere Erfahrungen! Sie ist tief ernst und doch wiederum befreiend zugleich. Tief ernst — denn sie sagt unumwunden: Du hast nur einen Feind, aber einen wirklichen und furchtbaren Feind, das ist das Böse. Vor ihm mußt du deine Seele um jeden Preis hüten! Aber sie ist auch befreiend — du brauchst nichts zu fürchten in der ganzen weiten Welt, kein Übel, kein Unglück, schlechterdings nichts, außer jenem Feind!

Was ist nun das Böse? Darauf gibt es viele

Antworten, und die Menschen haben viele Künste geübt, um diese Frage zu beantworten, und sie sind damit nicht weiter gekommen. Meine Antwort lautet: Das Böse ist, sich selbst und die anderen Menschen lediglich für ein vergängliches Stück Natur oder Welt zu halten und danach das Leben einzurichten. Das Gute ist, sich selbst und die anderen Menschen für Gottes Kinder zu halten und danach zu leben.

Wer dem Bösen nachfolgt, der braucht alles — auch die Menschen, ja selbst die liebsten Menschen oder, die er flüchtig liebt — nur als Mittel, um die eigene Weltlust zu steigern: genau wie es die übrigen Lebewesen machen. Alles, was gut und rein und heilig ist, gilt hier nicht an sich, sondern nur so weit, um nicht in konventionelle Ungelegenheiten zu geraten. An sich ist es nichts!

Wer dem Guten nachkommt, der braucht alles, um seine Seele zu nähren, d. h. sich dort heimisch zu machen, wohin er als Gotteskind gehört. „Selig sind, die da Heimweh haben; denn sie sollen nach Hause kommen.“ Dieses Haus liegt nicht über uns im blauen Himmel, wenn wir es auch symbolisch manchmal dahin versetzen, sondern in uns; denn wir sind nicht nur Naturstücke, sondern Gotteskinder mitten in dieser Welt, in die wir auch gehören. Gotteskind und Naturstück — wer nicht den schmerzlichen Gegensatz empfunden hat und immer wieder empfindet, der kommt auch nicht aus ihm heraus. Aber wer ihn einmal empfunden hat in tiefer Seele, der kann sich nie mehr leicht-

sinnig, oder trübselig nur als Naturstück empfinden, sondern besitzt einen Stachel, der ihn immer wieder in die Höhe treibt.

Und dieser Stachel, zuerst schmerzlich wirkend, bringt's doch zuwege, daß die Seele kräftiger, das Gewissen zarter, der Sinn reiner und der ganze Mensch freudiger wird, und — das ist das Schönste — allmählich tritt eine Versöhnung zwischen der Seele und der Natur ein, und gerade die kräftig gewordene Seele kann sich wieder wie ein Kind — auch hier ein Gotteskind — der äußeren und der eigenen Natur freuen, weil sie sie zu leisten weiß und weil sie stärker ist als sie. Es ist — möchte ich sagen — die Freude der Heldenhaftigkeit, die den edelsten Frieden im Innern zu schließen vermag, nicht unter äußeren Geboten lebt (was gehen uns äußere Gebote an und was können sie fruchten?), sondern aus dem neugewonnenen Triebe einer reinen und edlen Freiheit. Du stirbst und zerfällst soviel, als du dem Bösen nachkommst, und du lebst und wächst soviel, als du in der Welt Gottes lebst, d. h. in der Liebe, die in sich und den anderen zuerst die Seele sucht, um dann aus der sinnlichen Welt alles das hinzuzunehmen, was sich harmonisch dem anschließt und die Seele nicht gefährdet.

„Ich bitte nicht, daß Du sie von der Welt nimmest“ — es sei denn, daß das Stück Welt, in dem man lebt, selbst böse geworden ist —, „sondern daß Du sie bewahrest vor dem Bösen“ — damit ihre Seele nicht ersticke, sondern ihre Flügel auszubreiten vermag.

III.

16. November 1916.

Ev. Lukas 10, 2: Jesus sprach zu seinen Jüngern: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber ist wenig: bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter aussende in seine Ernte.“

Die Ernte ist groß: Das ist ein Wort der zuversichtlichen Liebe. Jesus sieht, indem sein Auge auf den Menschen weilt, eine große Zahl von empfänglichen, d. h. von solchen Menschen, die er im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg vorwurfsvoll sprechen läßt: „Wir wären wohl gekommen; aber es hat uns niemand gerufen (gedingt).“ Wie hart und absprechend urteilen wir dagegen oft über die Menschen, lassen sie laufen, geben sie auf, und gerade die, die sich als besonders christlich dünken, glauben, in vollständiger Verlehrung, ihr christliches Urteil durch solches Absprechen zu zeigen! Jesus urteilte anders, und nicht nur in Worten! Eben die „Zöllner und Sünder“ ruft er; hier sieht er seine „Ernte“, und freudig bekennt er: „Die Ernte ist groß.“ Heute und zu allen Zeiten steht es nicht anders: Die Zahl der Menschen, die aus der inneren Sklaverei herauskommen wollen, ist viel größer als die stumpfe Rechtschaffenheit der Selbstzufriedenen ahnt. Ja, sie sind bereit, schwere Opfer der Selbstverleugnung zu bringen; aber sie müssen gerufen werden.

An den Rufenden fehlt es, und zu dem freudigen Ausruf: „Die Ernte ist groß,“ tritt daher die bewegliche Klage: „der Arbeiter sind wenige.“ Wer sind diese Arbeiter? Was für Arbeiter meint

er? Augenscheinlich meint er Mitarbeiter mit ihm selbst, Mitarbeiter Gottes.

Ein großes Wort: „Mitarbeiter Gottes,“ ein stolzes, herrliches Wort; auch der Apostel Paulus hat es gebraucht: „Du sollst ein Mitarbeiter Gottes werden.“ Du armes Menschenkind, das wohl weiß, wie gebrechlich es ist, wie schwankend und wie leicht bewegt von jedem Winde — du sollst ein Mitarbeiter Gottes werden!

Wie wird man es? Nun, nicht anders als wie es hier steht — du sollst andere Menschen rufen, du sollst die Ernte Gottes in die Scheuer bringen. Aber wenn man mit sich selbst nicht fertig wird, wie soll man andere rufen?

Eben weil du selbst mit dir nicht fertig wirst, eben darum sollst du andere rufen; denn der einzige Weg, auf dem man von sich selbst loskommt und innerlich freier und besser wird, ist, daß man andere ruft.

Aber wie kann ich anderen geben, was ich selbst noch nicht besitze? Eine sehr berechtigte, aber doch eine falsche Frage! In materiellen Dingen ist es so, daß man nur geben kann, was man selbst besitzt; aber in geistigen und sittlichen Dingen herrscht ein anderes Gesetz. Mag meine Hand noch so schwach sein, die ich hier dem Bruder reiche, sie wird stärker, indem er sie erfaßt. Mag die Liebe und Sorge, die ich ihm bringe, noch so gering sein — indem er sie annimmt, wirft sie einen wärmenden und stärkeren Strahl auf mich selbst zurück. Mag meine Zuversicht zu Gott und den ewigen Dingen noch so unsicher und meine innere

Selbstdisziplin noch so lückenhaft, meine Gedanken und Gefühle noch so belastet sein — sie werden gereinigt werden und die Zuversicht zu Gott wird wachsen, wenn ich einem anderen helfe. Man darf nicht darauf warten, bis man selbst stark und fest ist, um Gottes Mitarbeiter zu werden, sondern man muß gleich anfangen, so innerlich schwach und unfertig und belastet man sich auch fühlt, wenn man nur etwas davon ahnt, was es um die Kraft eines Gottesmenschen ist.

Gottes Mitarbeiter: — aber wo sind die Menschen, denen ich helfen kann? Nun — suchen sollst du sie nicht, brauchst du sie nicht! Tue nur die Augen auf und sieh dein tägliches Leben und deinen täglichen Pflichtkreis gegenüber den Menschen! Du brauchst dir keinen Kreis zu schaffen; das besorgt ein anderer. Er wird sich aber von selbst erweitern, ohne daß du dich darum zu sorgen brauchst. Und wenn es auch zunächst nur ein, zwei oder drei Menschen sind, die um dich sind. Schon ihnen gegenüber sollst du in aller Bescheidenheit Mitarbeiter Gottes sein. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter aussende in seine Ernte: d. h., bitte ihn ein Jeglicher, daß er ihn selbst aussende, damit der innere Mensch frei werde und wachse.

Jes. 31, 17: „Siehe, um Trost war mir sehr bange; Du aber hast Dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe.“

Wem um Trost bange ist, der verzweifelt nicht nur, daß ihm Trost werden könne, sondern auch der Begriff „Trost“ selbst kommt ihm nichtsagend und leer wie ein bloßes Gerede vor. Das ist die schlimmste Verfassung der Seele — sei es, daß sie durch ein schweres Leid, sei es, daß sie durch Mißhandlung oder Verfehlung in diese Verfassung geraten ist — wenn sie an jedem Troste, ja an der Möglichkeit eines solchen irre wird. Dumpsheit oder ein unruhiges quälendes Glackern oder ein sich Übertäuben-wollen oder der schlimme Wechsel zwischen diesen Zuständen sind die Folge. So gehen Tausende dahin, äußerlich ruhig, innerlich zerbrochen, mit dem Leben nur noch durch die Todesfurcht und Augenblicksgenüsse verbunden, Knechte des Lebens, Knechte des Todes — umgekehrte Märtyrer: sie leiden nicht hoffnungsfroh für ein hohes Gut, sondern sie leiden für den Tod, für die Fortsetzung eines todeshaftigen Lebens! In Wahrheit sagt da der Prophet: „Meine trostlose Seele war nahe am Verderben.“

„Du hast Dich meiner Seele herzlich angenommen, oder wie es an anderer Stelle heißt: „Tröstet, tröstet mein Volk; redet zu Jerusalem freundlich; saget ihr, daß ihre Ritterschaft (ihr trostloser Kampf) ein Ende hat!“ Oder wie Jesus es sagt: „Selig sind die da Leid tragen; denn sie sollen ge-

tröstet werden," oder wie Paulus vom „Gott alles Trostes“ spricht. Durch die ganze Bibel geht das Trösten, und die Bekenntnisse, daß es wirklich Trost gibt, und daß Gott unser Gott ist, weil er tröstet.

Aber wie tröstet Gott? Und wie nimmt er sich unserer Seele herzlich an? Wer könnte darauf eine alle Fälle umfassende Antwort geben? Sind doch die Führungen des Lebens so wunderbar und so verschieden, daß es unmöglich erscheint, hier etwas zu sagen. Und doch so verschieden sie sind — eine und dieselbe Kraft ist es, die allein Trost schaffen kann, die also überall zugrunde liegt. Das ist erfahrene Güte; denn schlechterdings keine andere Quelle gibt es, aus der Trost und Hilfe für eine verschmachtende und zerbrochene Seele fließen kann, als Erfahrung der Güte. Aber nicht um eine Güte kann es sich handeln, die nur mit einem leichten Schimmer die Seele berührt, sondern es muß eine Güte sein, die voller ist als die Herzensleere, stärker als das Todesgefühl und mächtiger als das Schuldbewußtsein. Und es muß eine Güte sein, die wieder frisch und lebendig zum Leben macht, also daß wieder eine herzliche Freude am Leben entsteht und eine frohe Lust zum Arbeiten und Schaffen; denn man lebt nur so viel, ja man lebt überhaupt nur in freudigem Tun, so groß oder so klein daselbe sein mag.

Wie kommt nun eine solche Güte an unser Herz? Hier kann jeder nur aus seiner Erfahrung sprechen; denn unzählig sind hier die Wege. „Weg hat Er aller Wegen, an Mitteln fehlt's Ihm nicht.“ So

seien nur einige Beispiele genannt: Eine Seele ist durch schweres Leid, durch den Tod des Liebsten, so bedrückt, daß ihr das Leben keinen Wert mehr hat und alle Aufgaben, die noch übrig sind, als leer und nichtig erscheinen. Der Tod, den sie erlebt hat, erscheint ihr als das schwerste Übel. Da macht sie, sei es bei sich selbst, sei es bei ihren Kindern, sei es sonst, durch eine schwere Versuchung, die aber noch gerade vorübergeht, die Erfahrung, daß es etwas Schlimmeres gibt als den Tod. Daß die Versuchung vorübergegangen ist, kann sie sich selbst nicht zuschreiben; gütigen Schutz und Bewahrung muß sie vielmehr beschämt und dankbar hier erkennen. Von diesem Erlebnis an aber erscheint ihr der Tod, der große Verlust, den sie betrauert, nicht mehr als das Schlimmste, und aus dem Dank für die Bewahrung vor dem Schlimmeren fließt nun eine neue, freudigere Stellung zum Leben und seinen Aufgaben. Oder es kann auch so kommen, ich möchte sagen: auf einem milderen Wege, daß plötzlich, sei es auch nur aus einem vertrauenden und liebevollen Kinderauge, der Strahl entspringt, der auf einmal das dürr und dunkel liegende Feld der Tagesarbeit in einen sonnenbeglänzten Garten wandelt, und es bleibt nun so, und Lust und Freude, hier zu arbeiten, steigt auf und wächst. Und mit dem Geben und Arbeiten wird das Herz selbst wieder freudig; denn wenn du vom Leben etwas nehmen willst, so mußt du geben; das ist das Grundgesetz alles höheren Geschehens und Erlebens.

Oder denken wir an eine Seele, die durch Mißhandlung oder durch eigene Schuld nahezu sich selbst verloren und jedes innere Hochgefühl, ja Ehrgefühl eingebüßt hat, so daß ihr alles gleich geworden ist und sie sich als dürres Blatt empfindet, bereit, sich jedem Winde preiszugeben, bis sie selbst verweht sein wird. Solche Zustände drohender Seelenverderbnis — wer hätte sie nicht schon erfahren! Aber wenn sie länger dauern, stirbt die Seele in ihnen. Aber wie viele vom „verlorenen Sohne“ an wissen auch davon zu erzählen, daß sie herausgerettet worden sind, nur weil ihnen die Güte erschien. Wie erschien sie ihnen? Dem Einen in einem barmherzigen Wort der Vergabung; dem Andern in dem warmen Strahl einer Liebe, die nicht erst abrechnet und dann liebt, sondern die das Vergangene überschüttet, als wäre es nie gewesen; dem Dritten in dem Ausblick zu einer großen und reinen Persönlichkeit, deren Kraft und Güte plötzlich wie eine Offenbarung die Seele trifft und die da kräftigt, indem sie erwärmt. —

„Du hast Dich meiner Seele herzlich angenommen“ — wie schön und zutreffend hat es der Psalmist damit ausgedrückt, daß es keinen Trost gibt, als den, der vom Herzen kommt und zum Herzen geht. Das bloße „Annehmen“ hilft höchstens momentan weiter; mit sachlicher Hilfe ist uns nicht gedient, weil sie nicht das Organ trifft, welches den ganzen Menschen bestimmt, das Herz. Aber auch das steht in dem Worte, daß Gott es ist, der uns annimmt, indem uns die Liebe annimmt; denn Güte, Erbarmen, Liebe sind, wo und wie immer sie sich

zeigen, kein Naturprodukt, sondern die Offenbarung aus einer neuen höheren Welt, die Offenbarung Gottes. Und wir wollen auch in trüben, matten oder vorwurfsvollen Stunden gewiß bleiben, daß sie uns nicht läßt, sondern ihre Kraft und Güte uns wieder aufgehen wird, ohne unser Zutun, denn, wie es im Adventsliede Paul Gerhards heißt:

Ihr dürft euch nicht bemühen,
Noch sorgen Tag und Nacht,
Wie ihr Ihn wollet ziehen
Mit eures Armes Macht.
Er kommt, Er kommt mit Willen,
Ist voller Lieb und Lust,
All Angst und Not zu stillen,
Die Ihm an euch bewußt.

V.

3. Dezember 1916.

Römer 8, 26: „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf: Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebühret, sondern der Geist selbst vertritt uns aufs beste mit unaussprechlichem Seufzen.“

Wir wissen, daß Paulus, wie Luther, ein großer Beter war, dem es ein inneres Bedürfnis war, seinen Seelenzustand und seine Erlebnisse vor Gott zusammenzufassen und im Wort darzulegen. Aber auch er muß bekennen: „Ich weiß oft nicht, was, d. h. um was ich beten soll, wie sich's gebühret.“ Er fühlt sich sowohl schwach zum Beten, als unsicher in bezug auf das zu Er-

bittende. Woher kommt das? Weil es auch ihm am Aufschwung der Seele zeitweilig mangelte, und weil auch er sich zeitweilig in einem verworrenen, drückenden Zustand befand, in welchem er nicht klar zu sehen vermochte, was er eigentlich braucht und wie er seinen Zustand zusammenfassen und sich von ihm befreien soll. Wenn das nun dem Größten begegnet, so wollen wir nicht verzagt und niedergeschlagen sein, wenn es auch uns begegnet!

Wie hilft sich nun der Apostel aus diesem Zustand heraus? Durch Anstrengungen und Anläufe, es doch mit dem Gebet zu versuchen? Nein; denn sie müssen ja in solchem Zustande kraftlos und vergeblich bleiben. Er verzichtet auf das Gebet; denn er sagt sich: Es geht nicht, und Quälereien sind unnütz. Aber was tut er denn nun? Er wendet seinen Blick von seiner augenblicklichen inneren Lage zu einem Allgemeineren und Größeren, zu einer Glaubenserfahrung, die ihm feststeht, auch wenn er sie eben nicht spürt, und diese Erfahrung lautet: Gott läßt dich nicht; er ist größer als dein Herz, und sein Geist bleibt bei dir, auch wenn du nichts von ihm merkst. Und da seufzt er tief auf und geht nun wieder an sein Tagewerk in dem festen Glauben, daß Gott jetzt keine Gebete von ihm will, sondern der befreiende Seufzer: Ich nehme alles, wie Du's gibst, ihm genug ist. Das heißt „der Geist vertritt uns“, er vertritt uns „aufs beste“. Der Seufzer ist in dieser Lage mehr wert als ein abgequältes Gebet.

Aber wenn einer die Glaubenserfahrung nicht

oder nur unsicher in seinem Leben gemacht hat, auf die hin er Trost schöpft, von der oben die Rede war? Dann soll er an den Glauben und die Zuversicht derer denken, die die Erfahrung gemacht haben — vor allem an Jesus selbst, an Paulus, Luther und an solche, die er im Leben gekannt hat. Auch auf ihren Glauben hin kann und darf er aufseufzen, und auch das ist eine Vertretung durch den Geist; denn wir gehören mit allen diesen zusammen, und ein Bruder soll dem anderen ein Christus und ein Vertreter des Geistes werden!

Wie aber kommt man über das Seufzen heraus und lernt beten? Das wissen die meisten nicht, und es ist doch ein offenes Geheimnis — nur durch Danken. In der Not kann nur beten, wer in der Freude, im wahren Glück, Gott danken gelernt hat. Wer es dort nicht gelernt hat, den macht die Not nur stumpf und dumpf und immer hohler und schwächer. Lerne in der Freude danken — in der großen Freude und für jede wahre kleine Freude —, dann kommt in der Not die herzliche Bitte von selbst — in der inneren und äußeren Not — und du wirst dann auch langsam, aber sicher lernen, um was man zu bitten hat: um ein festes Herz und edle Gedanken, um friedvolle Ergebung und um die Kraft, die Anläufe und die Nöte des Tages zu überwinden. Das Danken in der Freude — das ist die Wurzel des Betenskönnens!

Ev. Matth. 16, 13 ff: „Da kam Jesus in die Gegend der Stadt Cäsarea Philippi und fragte seine Jünger und sprach: „Wer, sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei?“ Sie sprachen: „Etliche sagen, Du seist Johannes der Täufer; die Andern, Du seist Elias; etliche Du seist Jeremias oder der Propheten einer.“ Er sprach zu ihnen: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?“ Da antwortete Simon Petrus und sprach: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“ Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel.“

1. Am Südabhang des Libanon in einer kleinen Landstadt, steht ein der großen Welt damals ganz unbekannter, in dem eigenen Volke noch wenig beachteter Lehrer und stellt an die, die ihn bisher „Meister“ oder „Lehrer“ genannt hatten, die Frage, wer er denn eigentlich sei — nach der Meinung des Volkes und nach ihrer eigenen Meinung. Und heute noch, nach mehr als 1800 Jahren, ist eben diese Frage nicht nur nicht verstummt, sondern in vielen Tausenden von Menschen-Seelen ist sie noch lebendig, ja wird von ihnen als eine Hauptfrage ihres eigenen Lebens betrachtet. Zwar Millionen gehen an der Frage vorüber, wie einst die große

Masse in Palästina schwerlich von ihr berührt worden ist; aber die, welche sie seit 1800 Jahren immer wieder aufgeworfen haben, sind wahrlich nicht die schlechtesten, und ein jeder, der die Evangelien auch nur liest, kommt an der Frage nicht vorbei, wie auch immer er gesinnt sein mag; denn es ist eine religiöse und eine geschichtliche Frage zugleich, der sich kein Denkender entziehen kann.

2. Soweit das jüdische Volk überhaupt von Jesus Notiz genommen hatte und ihn nicht einfach, wie die Priester und Schriftgelehrten, ablehnte, war sein Urteil einstimmig: „Jesus ist kein gewöhnlicher Lehrer.“ Daß hier ein außerordentlicher Mann redete und wirkte, war ihnen deutlich. Das ist sehr beachtenswert. Diesen Eindruck hat er auf den empfänglicheren Teil des Volkes unwiderstehlich gemacht! Wer ist er denn aber, wenn er kein gewöhnlicher Lehrer ist? Die Urteile waren gespalten: die einen meinten, Johannes der Täufer sei von den Toten auferstanden und noch einmal erschienen; augenscheinlich hatte die Predigt dieses Mannes einen tiefen Eindruck auf sie gemacht und sie konnten sich nichts Höheres denken als diesen Bußprediger; für die Seligkeits- und Liebespredigt Jesu fehlte ihnen das unterscheidende Verständnis. Die andern dachten an Jeremias oder einen andern alttestamentlichen Propheten — merkwürdig, daß beide Gruppen sich nicht vorzustellen vermochten, daß es ein neuer, ganz eigentümlicher Gottesbote sei, der vor sie getreten. Wohl aber war es diesen naiven Leuten keine Schwierigkeit, zu denken, daß jetzt — in der Endzeit — einer von den

alten Gottesmännern wieder erweckt sei. Die Gegenwart, das war ihre stillschweigende Voraussetzung, ist zu arm, als daß in ihr etwas wahrhaft Großes und Gutes neu aufkommen könne. Solche Zeiten, in denen man von der Gegenwart nichts erwartet, hat es immer wieder in der Geschichte gegeben.

3. Anders als „die Leute“ hat Petrus seinen Meister erlebt. Ihm war allmählich aufgegangen, daß alles, was er bisher im heiligen Buche gelesen, alle Gottesmänner und alle Propheten ihm das nicht zum Erlebnis gebracht hatten, was er an diesem seinem Lehrer innerlich erlebte. Seine Seele war stark, freudig und voll Vertrauen geworden, und zwar durch Ihn, und nur durch Ihn. Aber nicht nur seine Seele — das Wirken dieses Jesus auch an vielen anderen Seelen hatte er gesehen und nun, als die scharf gestellte Frage an ihn herantrat, da brach es aus seinem Herzen hervor, vielleicht ihn selbst überraschend: Du bist kein bloßer Lehrer, kein Prophet wie die Alten, auch nicht nur ein Johannes; „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!“

4. Was bedeutet dieses Zeugnis? Hier müssen wir alle späteren falschen Ausdeutungen, vor allem auch die kirchlichen ganz ferne lassen, und dürfen an nichts „Metaphysisches“ oder „Trinitarisches“ denken. Das Zeugnis ist vielmehr so zu verstehen: „Du bist der Verheißene, der unsern Vätern zugesagt ist und den sie erwarteten, der die selige Gottesherrschaft uns bringen wird, der Mann, der Gott wie

seinen Vater kennt und der die Kraft besitzt, diese Kenntnis als Lebenskraft in die Herzen zu pflanzen — nicht nur in mein Herz, sondern in die Herzen überhaupt.“ Dies war die Erfahrung des Petrus, aus dieser überweltlichen Erfahrung strömte das Zeugnis: „Du bist der Messias“ (denn Christus ist = Messias).

5. Jesus beantwortet dies Zeugnis mit einem ebenso großen. Er erwidert dem Petrus: „Das hat dir nicht Fleisch und Blut offenbart, sondern mein Vater im Himmel.“ Damit sagt er, daß ein solches Erlebnis, wie Petrus es an ihm gehabt hat, immer göttliche Gabe und nicht ein Naturprodukt ist, ja es ist nicht nur eine göttliche Gabe, sondern die göttliche Gabe, denn nichts anderes, jedenfalls nichts höheres kann uns Gott geben, als daß wir den lebendigen Gott mit seinem Wirken für uns an Jesus erfassen.

6. Aber was geht uns die ganze Geschichte an? Jesus ist nicht mehr unter uns, und daher können wir, sagt man, das niemals erleben, was Petrus erlebt hat. Wie kann die Vergangenheit für uns Gegenwart sein? Darauf ist ein Doppeltes zu erwidern. Erstlich: Mit Recht hat Paulus gesagt — denn die Geschichte hat ihm Recht gegeben — Jesus sei der Erstgeborene unter vielen Brüdern geworden, d. h. seine Flamme hat die Kraft besessen, fort und fort in großen Menschen und in unscheinbaren solche Flammen zu entzünden; ein Entflammter hilft nun anderen; ein Bruder oder eine Schwester wird dem anderen, wie Luther sagt,

„ein Christus“. Eine Kette von liebeerfüllten, ihrer selbst mächtigen und freudigen Gottesmenschen geht nun durch die Welt. Nicht ist es daher nötig, daß jeder direkt von Jesus berührt wird; er wirkt weiter durch seine Brüder und Kinder bis auf den heutigen Tag. Zweitens aber: Es ist nicht wahr, daß Vergangenheit niemals Gegenwart sein kann. Dieser Satz gilt vielmehr nur von Dingen, nicht von Menschen. Für die Menschen gilt es anders: Wie der Forscher das erlebt, was er erforscht, so erlebt es auch der sittliche und denkende und zu neuem Leben erwachte Mensch, wenn er mit großen und guten Geistern der Vergangenheit in Beziehung tritt. Er erfährt nicht nur von ihnen, sondern er spürt direkt ihre Flamme, und die Trennung in Raum und Zeit verschwindet; denn Geist, Seele und Herz haben an Raum und Zeit keine Mauern und Barrieren. So wirkt denn auch die Person Jesu, wie sie in den Evangelien schimmert und leuchtet, immer wieder auf Einzelne, ja auf Viele wie ein Erlebnis, und es ist ihnen, als stünde er ehrfürchtgebietend vertrauenerweckend neben ihnen und sie sähen ihn Aug in Auge und bekennen mit Petrus: „Du bist für mein Leben die Offenbarung Gottes selbst.“ Wer das nicht erlebt hat, der bemühe sich nicht, als ob er ein solches Erlebnis durch Willensanstrengung und Entschlüsse erzwingen könne. Dankbar bescheide er sich mit der Flamme, die ihm von anderswoher geworden ist — ist's wirklich eine rechte Flamme, so wird sie nicht ohne Zusammenhang mit dem Vater Jesu Christi sein — und strebe ernst, ehrfürchtig

und vertrauensvoll den guten Geistern nach, die sich ihm erschlossen haben.

VII.

17. Dezember 1916.

Ev. Lukas 1, 46: „Und Maria sprach: Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes.“

Luther hat zu diesem Verse folgendes bemerkt; es ist wert, gelesen zu werden: „Dies Wort gehet daher aus großer Inbrunst und überschwenglicher Freude, darin sich ganz ihr Gemüt und Leben von inwendig im Geist erhebt. Darum spricht sie nicht: Ich erhebe Gott, sondern meine Seele. Als sollte sie sagen: Es schwebt mein Leben und alle meine Sinne in Gottes Liebe, Lob und hohen Freuden, daß ich mein selbst nicht mächtig mehr erhoben werde, denn mich selbst erhebe zu Gottes Lob. Wie denn geschieht allen denen, die mit göttlicher Süßigkeit und Geist durchgossen werden, daß sie mehr fühlen, denn sie sagen könnten. Denn es ist kein Menschenwerk, Gott mit Freuden loben. Es ist mehr ein fröhliches Leiden und allein ein Gotteswerk, das sich mit Worten nicht lehren, sondern nur durch eigene Erfahrung kennen läßt... Fürwahr, ordentlich fängt sie an, daß sie Gott eher nennt ihren Herrn, denn ihren Heiland und eher ihren Heiland, denn sie seine Werke erzählt... Wir sollen Gott bloß und recht ordentlich lieben und loben, und ja nicht das Unfere an ihm suchen.

Der liebt aber und lobt bloß und recht Gott, der ihn nur darum lobt, daß er gut ist . . . Ein Vogel singt und ist fröhlich in dem, das er kann, und murrst nicht, daß er nicht reden kann. Ein Hund springt fröhlich und ist zufrieden, ob er nicht vernünftig ist . . . ohne das schalkhaftige (ist = böse), eigennütziges Auge des Menschen, das ist unersättlich.“

Das ist der ganze geniale, kindliche Luther, der den Nagel auf den Kopf trifft; denn besser kann man die innere Stimmung nicht umschreiben, die in unserem Bibelverse sich ausdrückt. Alle wahre Freude ist ein fröhliches Erleiden, und alles Loben und Danken ist künstlich und wertlos, wenn es nicht aus einer Seele quillt, die in diesem Momente ganz erfüllt ist, nichts mehr vermißt, nichts mehr an sich selber sieht, sondern unter einem Kreuzenzwang ausdrückt, was ihr geworden ist.

Aber wenn wir nun hier und bei so vielen Psalmisten lesen, daß es Gott ist, der in dieser Weise ihr Herz ganz erfüllt, und wieder bei denselben Psalmisten, wenn sie sich gottferne fühlen, lesen: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Herr, zu Dir.“ — Wie armselig, wie dürstig müssen wir uns fast immer dagegen vorkommen, und es scheint uns schon viel zu sein, wenn wir den hochgemuteten Zustand ihrer Seele auch nur als etwas Großes und Reiches schätzen können! Sollen wir überhaupt solche Texte lesen, die himmelhoch über unserem gewöhnlichen Zustand stehen, und die wir doch nicht erreichen können?

Tun, erstlich, man muß sich immer das Höchste und Wunschwertesteste und Reichste vor die Seele stellen; denn selbst schon das, daß andere es erreicht haben, erhebt die Seele. Wir hängen ja alle in Wahrheit viel tiefer zusammen, als der Augenschein es wahr haben und der eigennütziges Sinn es gelten lassen will. Wir sind Kinder einer Mutter und eines Vaters, und wenn einer von uns und mehrere höher kommen als wir, reinere Luft atmen und größere Freude erleben, so bringen sie uns das mit, und wir sollen nur zugreifen, soviel wir können und empfangen dann auch einen Strahl.

Sodann aber: Hier stehen im Verse zwei wichtige Worte „Herr“ und „Heiland“. Nicht der starre und uns oft so tote Begriff „Gott“ steht da, sondern zwei lebendige warme Worte:

„Herr“ — das ist der Mächtige, der Schützende.“

„Heiland“ — das ist der Liebende, Helfende und Erlösende.

Wo wir im Kleinen wie im Großen in dem Glauben bestärkt werden, daß unser Leben unter einer schutzreichen Führung steht, wo wir spüren, daß es in einer Richtung nach Aufwärts geht, wo wir die innere Empfindung haben, daß hinter dem Schein des Zufälligen etwas Gewolltes und Segensreiches, hinter dem Vergänglichen etwas Ewiges liegt, da dürfen und sollen wir sprechen: „Das ist der Herr.“ Ja, unsere Seele spricht es von selbst schon aus solcher Erfahrung heraus; denn sie wird in ihr demütig=begeistert, und gerade das ist schon

selbst „Gott loben“: „Meine Seele erhebet den Herrn.“

Und wo wir in dem Vertrauen gestärkt werden, daß Gott größer ist als unser Herz, wo wir, sei es auch wie immer, die Erfahrung machen, daß man einer inneren Last ledig und von einer Schuld frei werden kann, wo wir erleben, daß wir ein zarteres und doch zugleich ein befriedeteres Gewissen bekommen können, da dürfen und sollen wir sprechen: „Das ist der Heiland.“

In dem Angesichte Jesu Christi strahlt Beides, der Herr und der Heiland. Er aber ist — das ist unser christlicher Glaube — ein Spiegel des väterlichen Herzens Gottes. Das ist die Weihnachtspredigt! Wie dürfen wir noch kleinmütig sein und gar über uns selbst und unser Geschick verzagen! „Meine Seele erhebet den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes.“

VIII.

24. Dezember 1916.

Ev. Joh. 1, 14: „Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“

Dieser Spruch soll uns heute das Weihnachtsevangelium sein: er führt hinter die kindlich-schönen Weihnachtsgeschichten zurück auf den Kern der Tatsache, die wir mit der ganzen Christenheit

heute feiern — mit der ganzen Christenheit, in der in diesem Jahre so wenige Lichter brennen. Hoffen wir, daß um so mehr Herzen brennen, aus der Not der Zeit, aus Kummernis und Trübsal sich entwinden und der Liebe Gottes sich trösten. Helfen wir dazu, so gut wir können!

„Das Wort ward Fleisch“ — eine geheimnisvolle und seltsame Rede, wenn man sie obenhin hört; aber eine deutliche und klare Rede, wenn man sie in der Tiefe erfaßt. Wirkt denn ein Wort jemals in unseren Geist und in unsere Seele hinein, wenn wir nicht empfinden, daß es „Fleisch geworden ist“, d. h. wenn wir nicht empfinden, daß es in dem, der es spricht, Gestalt und Leben, ja Persönlichkeit gewonnen hat? Nur das zu persönlichem Leben gekommene Wort ist zeugungskräftig und zündet; alle übrigen Worte gehen in uns unter, nachdem sie im besten Fall uns interessiert oder unterhalten haben. Nur das Wort, aus welchem heraus wir einen ganzen Menschen spüren, wird uns etwas, und wir ergreifen es in Ehrfurcht und Liebe zugleich und fühlen, daß es uns heraus- und emporhebt. Von jedem solchen Wort gilt auch: „Wir sahen seine Herrlichkeit“; denn wahrlich ein solches Person=Gewordenes Wort ist herrlich! Gerade „herrlich“ ist hier der richtige Ausdruck. „Herrlich“ bedeutet, wenn man es nicht mißbraucht, die Freude etwas Größeres, Erhabeneres und Bestimmenderes gefunden zu haben, als das Leben sonst bietet. Das aber bietet nur ein Person=Gewordenes und nacherlebtes Wort. Nichts anderes kann das ersetzen! Ein solches herrliches Wort

macht auch uns zu Herren, zu Herren über uns selbst und unser Geschick; denn es bricht Sklavetten, in die wir uns selbst verstrickt haben, und Ketten, die das Geschick uns aufzuerlegen versucht hat.

Wenn dem aber so ist, so wird uns der Boden oder vielmehr die Voraussetzung verständlich, unter welcher der Evangelist seine Aussage von Jesus Christus gemacht hat. Er will sagen, daß in diesem Falle nicht nur ein gutes und großes Wort sich zur Person verkörpert hat, sondern daß das Wort, welches alle bedürfen und welches die Menschheit bedarf, hier in einer Person erschienen ist. Was für ein Wort ist das? Es ist das Wort, welches aufs kürzeste sich in der Botschaft zusammenfaßt: Ihr seid nicht Knechte der Welt und des Todes, sondern Gottes Kinder. Dies ist das Wort; denn kurz vor unserem Vers sagt Johannes:

„Wie viele Ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden.“

Und an einer anderen Stelle lesen wir:

„Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen.“

Die Botschaft von der Gotteskindschaft, das ist das „ewige Licht“, das mit Jesus Christus in die Welt hineingegangen ist und ihr „einen neuen Schein“ gegeben hat. Das ist das Licht, welches, sei es auch nach langer Nacht, in unseren Herzen einen glimmenden Docht findet, den es zu heller Flamme bringen kann, also daß nun keine Nacht mehr uns verschlingen und schrecken kann. „Gott-

tes Kinder“ — kann man etwas Größeres ausdenken und sagen als diese Botschaft? In jedem Augenblick, in dem sich das Herz dieser Botschaft aufschließt, ist es von eitel Freude und Zuversicht und Glaube und Hoffnung durchflutet — auf einmal sieht es auch sich selbst ohne alles das Niedrige und Häßliche, was es von sich selber weiß, sieht sich selbst ohne Flecken und Falten; denn es ist ein Gotteskind und nichts anderes. Abgefallen ist im Lichte der Gotteskindschaft Sünde und Schuld, und das starke Gefühl streckt sich hinauf zum Ewigen:

„Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden,
Ich bin Dein, Du bist mein,
Niemand kann uns scheiden.“

Das ist das rechte Weihnachtsevangelium und alles andere, was es noch enthält, sind nur die Strahlen um diesen Kern.

Und nun — wie verständlich wird es uns jetzt, wenn der Evangelist in unserem Spruch fortfährt: „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater.“ Denn wenn das Wort uns allen die Gotteskindschaft verkündigt, wie selbstverständlich ist es da, daß wir in dem, in dem sie zuerst und voll und ganz verkörpert war, den eingeborenen Sohn Gottes lieben und verehren! Wir lassen alles beiseite, was an sinnvollen, kindlichen Erzählungen und was an tiefsinnigen Spekulationen dazu gesetzt ist; denn es ist ganz gleichgültig, wie wir uns zu diesen stellen. Daß Er uns das offenbart und vorgelebt hat in Liebe, Dienst, Geduld, Zu-

versicht und Vertrauen, und wiederum in Not und Tod, was das Wesen eines Gotteskinds ausmacht, das liegt klar vor uns. Also ist Er „der Erstgeborene unter vielen Brüdern“, und als Erstgeborener der Eingeborene und Einzige.

Seine Herrlichkeit schimmert und leuchtet noch heute in den Evangelien, als stünde er mitten unter uns, und seine Herrlichkeit soll und kann die unsrige werden — „voller Gnade und Wahrheit“. Gnade und Wahrheit: wie tief ist das gesagt; denn wir spüren bei der Gotteskindschaft, daß nicht wir uns dazu gemacht haben, sondern daß sie Geschenk, Liebe, Gnade ist, und wir werden auch immer deutlicher erkennen, daß sie allein das wahrhaft Wirkliche und darum die Wahrheit ist.

Denn ist alles das, was da kommt und geht, das wahrhaft Wirkliche? Ist das, was wir mit den täuschenden Sinnen erfassen, das Wahre? Ist das, was wir mit den Sinnen genießen, das wahrhaft Dauernde, oder sind das nicht vielmehr alles die vergänglichen Schatten des Wirklichen, das anderswo zu suchen ist? Wirklich ist nur, was uns vom Zufälligen und vom Tode befreit, und wahr ist nur, was uns die reizvolle und dann so kummervolle Täuschung benimmt, als sei jede Lust auch Leben.

„Die Lust hat eigenes Grauen und alles hat den Tod“ — das ist die trostlose Wirklichkeit. „Laß mich Dein sein und bleiben, Du treuer Gott und Herr“ — das ist die trostreiche Wirklichkeit, die Wirklichkeit, die aus der Gotteskindschaft ent-

springt, aus dem Weihnachtsevangelium. So feiern wir den Erstgeborenen unter vielen Brüdern und Schwestern als unsern Herrn und Führer und bitten Gott, daß wir auf unserem Lebensweg und im Wachsen unseres innern Menschen seine Herrlichkeit erleben mögen.

IX.

Neujahr 1917.

2. Timoth. 1, 7: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, und der Liebe und der Zucht.“

Zum dritten Male trifft uns das neue Jahr im Kriege; aber es trifft uns ungebeugt, stark und mutig. Trotz aller Tränen, die geflossen sind, trotz der unsäglichen Verluste, die uns getroffen haben, trotz des Jammers, der Wunden, der Verkrüppelung und des Siechtums Tausender ist unserem Volke Gesundheit, Kraft und ein herber Mut erhalten geblieben. Wohl strecken wir uns alle nach dem Frieden und wünschen von dem neuen Jahre nichts inniger, als den Frieden; aber dieser Wunsch ist nicht gleich dem Schrei eines verwundeten Wildes, das dem Tode nahe ist, sondern ist der Wille des Siegers zum Frieden. Daß wir in dieser Seelenverfassung in das neue Jahr eintreten dürfen nach zweieinhalbjährigem Kriege, ist ein Wunder vor unseren Augen. „Bis hierher hat uns

Den gleichen Text behandelt die Trauerrede auf Friedrich Althoff (Reden und Aufsätze, Bd. 4, S. 352).

Gott geholfen!“ das muß daher die Grundstimmung sein, in der wir das neue Jahr begrüßen. „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht“, das durften wir spüren und spüren es. Und mit dem Apostel dürfen wir auch fortfahren: „sondern den Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht“, denn welche Geister waren es, die uns durchgeholfen und uns im Felde und daheim erhalten haben? Waren und sind es nicht eben diese, welche der Apostel nennt: die gesammelte und stahlharte Kraft, die brüderliche und fürsorgende Liebe und die ordnende und Schlimmes niederzwingende Zucht? Was kann man von einem Volke Größeres sagen, als daß diese Mächte in ihm regieren? Und so können wir auch unseren Neujahrswunsch für unser deutsches Volk in keine besseren Worte kleiden als die: Gott erhalte unserem Volke die Kraft, die Liebe und die Zucht. Kraft ohne Liebe wird selbstisch und brutal; Liebe ohne Zucht wird weichmütig und zerfließt; aber Kraft, Liebe und Zucht bilden zusammen eine herrliche Dreieit und nichts Größeres kann man einem Volke wünschen! Diese Mächte sind jedem äußeren und inneren Feinde gewachsen, können alle Ruinen wieder aufbauen und erheben das Volk über alle seine Verluste und Einbußen. Darum sollen diese Worte über dem Portale des neuen Jahres für unser deutsches Volk stehen: Kraft, Liebe und Zucht!

Aber was im Evangelium und in den Briefen des Neuen Testaments steht, das richtet sich zunächst nicht an die Völker, ihre Gesundheit und Stellung in der Welt, sondern es richtet sich an

die Einzelnen und an die christliche Gemeinschaft. An jeden Einzelnen — und wir denken am Neujahrstag an unsere Lieben einzeln und wünschen jedem von ihnen Kraft, Liebe und Zucht, und jedem so, wie er es bedarf.

Kraft, das ist Mut! Das Evangelium spricht nicht nur von Demut, sondern es spricht ebenso oft, wenn man es nur recht liest, von Mut. Jesus Christus war ein Held, und Helden sollen seine Jünger werden. Sein ganzes Berufsleben war Heldenhaftigkeit gegenüber der Bosheit, der Stumpfheit und der Feindseligkeit, die ihn umgab. Er wurde selbst nicht müde und nicht stumpf und nicht ungeduldig; vielmehr hat er bis zuletzt Kraft und Ausdauer bewahrt. Aber Kraft ist auch Freude, und jedes Kraftgefühl, leiblich und seelisch, ist auch Freudigkeitsgefühl. Warum soll sich ein Christenmensch fürchten, warum soll er verzagen? „Christen“, sagt Luther, „sind ein seliges Volk; sie können sich freuen im Herzen und rühmen, pochen, tanzen und springen.“ Gott gibt uns den Geist der Kraft, d. h. des Mutes und der Freudigkeit, und allen unseren Lieben, die ihn noch nicht haben, wünschen wir, sie mögen nur zugreifen: dieser Geist ist da und kann auch auf sie kommen. Er rauscht und webt um sie her, wenn sie nur die Ohren ihres Herzens aufmachen. Er waltet und treibt sein Werk inmitten der trotzigen und verzagten Menschheit und inmitten des Leides, das uns niederdrückt. Und allen denen, die verzagt und gedrückt am Markte stehen und deren stummes Wort uns sagt: „Es hat uns niemand gerufen,“

wünschen wir, daß in dem kommenden Jahre die Stimme kommen möge, die ihnen zuruft: „Solge mir, und du wirst ein mutiges und freudiges Menschenkind werden.“

Und zum Geiste der Kraft den Geist der Liebe! Ach! das ist das Schlimmste und ein böser Ring: Unfreudige Menschen können nicht mehr lieben oder verlieren doch von Tag zu Tag die Liebe, und liebeleere Menschen können nur noch täuschende und übertäubende Freuden genießen und kommen so den Abgründen des Lebens immer näher. Um aus diesem Ring herauszukommen, gibt es nur ein Mittel: man muß sie, so wie sie sind, mit dem Geiste der Liebe erfassen und erwärmen. Das Wort im Evangelium: „Lasset uns Ihn lieben; denn Er hat uns zuerst geliebt,“ verträgt auch die Abwandlung, ja legt sie nahe: Bringe Liebe und warte nicht auf sie. Lieben ist das Vermögen, sich mit seinem Herzen und seiner Seele in den andern zu versetzen und ihn damit von sich selbst zu befreien und aufwärts zu führen. So liebt Gott, ja das ist Gott, und wer es ihm nachmacht, ist sein Stellvertreter und sein lebendiges Wort. Und Gott hat uns einen tiefen Zug ins Herz gegeben, daß wir das können. Er verlangt nicht von außen etwas von uns, dem nichts in unserer Natur entspricht, sondern Leib, Seele und Geist sind mit zarten und starken Saiten der Liebe bespannt und warten nur darauf, daß der Geist sie bewegt, damit sie wie Holsharfen erklingen in der rechten Melodie. Der Geist der Liebe möge im neuen Jahre mit uns

sein, daß wir es immer besser lernen, jedem, der in unserer Kreise steht, liebend zu helfen.

Und endlich der Geist der Zucht! Es gibt eine slavische Zucht, die zur Furcht und zum Unmut und zum Selbstbetrug gehört. Vor der bewahre uns Gott! Wie viele Menschen suchen durch äußere, moralisch scheinende Zucht ihre sittliche Hohlheit und ihre Knechtschaft zu verdecken — vor sich selbst und vor andern! Aber es gibt eine Zucht der gewollten Freiheit, weil man weiß, daß man nur stark sein kann, wenn man sich überwindet, nur kräftig sein kann, wenn das Gewissen zart und gut zugleich ist. Dieser Geist der Zucht möge mit der Kraft und mit der Liebe unsern Weg im neuen Jahre sichern und allen Kleinmut und Kleinsinn und alle Furcht in uns austilgen.

All dies Gewünschte zu verwirklichen und zu erleben, scheint leicht und scheint schwer! Schwer erscheint es, wenn unsere Lebensreise durch die Niederungen geht, und wie viele Stunden und Tage vergehen so! Leicht erscheint es und ist es, wenn wir uns emporgehoben fühlen! Dort die Nacht, hier der Tag, und die Nächte sind oft soviel länger als die Tage! Aber das Erlebnis eines hellen Tages kann die Dunkelheit vieler Nächte vertreiben und die Gewißheit, Gott anzugehören, und nicht dem vergänglichen Wesen, kann auch in kleinmütigen Stunden sich im Grunde des Herzens behaupten.

„In Zweifeln und in Wähnen
In so viel tausend Tränen
Fliehn dunkle Nächte hin.

Wir gehn auf trüben Gassen
Und können Dich nicht lassen,
Du, aller Welten Unbeginn!

Wie wir uns auch verstoßen,
Du läutest Deine Glocken,
Wie Du es vorbestimmst,
Wie wir auch irrend schweifen,
Wir müssen Dir doch reifen,
Die Du als Deine Ernte nimmst.

In Sturm und Ungewittern,
In Jagen und in Zittern
Treib's, wie Du willst, mit mir.
Nur laß mich nicht verfallen,
Herr Gott, und gib uns allen
Heimatgewisse Fahrt zu Dir.“

(Gustav Schüler.)

X.

7. Januar 1917.

1. Kor. 4, 1: „Dafür halte uns Jedermann, nämlich für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden.“

Drei Stichworte treten uns aus diesem schlichten Verse entgegen: Gottes Geheimnisse — Haushalter — Treue.

Gottes Geheimnisse: Damit bezeichnet der Apostel für sich und für jeden von uns alle Lebensaufgaben, und mit einem Schlage treten sie dadurch in ein helles und starkes Licht. Alle die Lebensverhältnisse, in die wir hineingestellt sind,

unser ganzer Beruf, im Großen und im Kleinsten, und auch unsere Beziehungen zu den Menschen sind Gottes Geheimnisse, und so sollen wir sie betrachten, ob sie nun freudvoll oder leidvoll, schwierig oder leicht sind. Inwiefern Gottes Geheimnisse? Nun, wir haben sie uns nicht selbst geschaffen; wir wissen nicht, warum gerade diese Verhältnisse uns geworden sind, und wir wissen auch nicht, wann und wie sie ausgehen werden! Wir sind, wo wir auch sein mögen und wo wir auch stehen mögen, auf einen Weg und in eine Aufgabe gestellt, die wir nicht zu übersehen vermögen. Nur ein kleines Stück rückwärts und ein kleines Stück vorwärts können wir überschauen! Wir stehen überall in Geheimnissen; aber nun sollen wir wissen, daß das Gottes Geheimnisse sind, und sie zuversichtlich so betrachten. Geheimnisse Gottes aber nehmen Teil an seiner Art und seinem Wesen; also sind sie Ratschlüsse seiner Liebe. Das dürfen wir glauben! Diese Liebe steht am Anfang und steht am Ende dessen, was für uns ein Geheimnis ist. Mit Ehrfurcht sollen wir daher vor unseren Aufgaben stehen, auch wenn sie uns dunkel und lastend erscheinen.

Haushalter: Ein Haushalter unterscheidet sich von einem Knecht und Diener dadurch, daß er nicht blinden Gehorsam zu üben hat, sondern als Freund des Herrn Mitverantwortung trägt, aber nicht die letzte Verantwortung — die trägt der Herr selbst! Diener sind wir Christi, weil wir seinen Willen tun sollen; aber den Dingen gegen-

über, den Aufgaben gegenüber und den Menschen gegenüber sind wir nicht Diener, sondern Haushalter. Nichts vom Leben und im Leben soll Herrschaftsrechte über uns ausüben; aber auch nichts gehört uns so, daß wir eigenmächtig, willkürlich und selbstisch damit schalten dürfen. Weder mit unfrem Leibe, unftrer Gesundheit, noch mit unsern Gaben und Kräften, noch mit unserem Eigentum und Vermögen. Alle die Unterschiede unter den Menschen — arm und reich, begabt und unbegabt, vom Glück begünstigt oder vom Leid gedrückt — sind überhaupt nur erträglich, wenn die Begünstigten sich nicht als Herren aufspielen, sondern sich als Haushalter wissen. Und nicht anders ist es in unseren Verhältnissen und Beziehungen zu den Menschen, mögen sie uns nahe oder ferne stehen: Haushalter sind wir auch hier des Kapitals von Anerkennung, Gemeinschaft, Vertrauen und Liebe, welches wir besitzen. Wir sollen es nicht vergeuden, nicht verschleudern, nicht als unser souveränes Hausvermögen betrachten, sondern es als geliebtes Kapital verwalten und vermehren. Auch unsern Kindern gegenüber sind wir Haushalter. Wie wir keines Menschen Knechte sind, so sind wir auch Niemandes Herrn, sondern brüderliche Haushalter. Und zwar Haushalter Gottes — denn wie in der unbeseelten Welt alles unter den Begriff „Natur“ fällt, so gehört in der Menschenwelt alles in das „Vaterhaus Gottes“.

Treue — was ist Treue? Jede Aufgabe und jedes Verhältnis, in welchem wir stehen, mit

wahrhaftiger Zartheit nach ihrer wirklichen Eigenart nehmen und sie in dieser Eigenart pflegen, unverbrüchlich festhalten und schützen. Wie wir vom Künstler sagen, er habe etwas treu erfaßt, und wie wir andererseits vom Krieger sagen, er sei seiner Fahne treu, so bedeutet Treue immer ein Doppeltes: Das richtige Erfassen und das unverbrüchliche Festhalten. Beides wird von uns verlangt, nicht mehr und nicht weniger. Der Apostel betont nur das „nicht mehr“ und mit Recht; denn welcher ein großer Trost liegt darin, daß wir auf die Treue allein angewiesen werden! Du stehst vor großen Aufgaben, denen gegenüber du deine Unzulänglichkeit und Schwäche fühlst! — sei guten Muts; man verlangt nicht mehr von dir als deine Treue! Oder du stehst vor der Kleinwelt des Lebens, vor lästigen und lastenden Aufgaben! — nur Mut, auch hier wird dir innere Befriedigung aus der Treue fließen! Oder dir sind deine Schiffe abgebrannt, die schönen Schiffe mit den freudigen Wimpeln, auf denen du so zuversichtlich in das Leben hinauszufahren gedachtest, und geblieben ist dir nur ein kleiner Kahn! — nur Mut, wenn du auf diesem Kahn mit Treue schaffst, wird auch er dich über die Wogen tragen! Bleibe dir selber treu, bleibe deinen Aufgaben treu, bleibe den Menschen, die deinen Lebenskreis bilden, treu, und aus der Treue heraus wird alles Gute und Liebe wachsen und Frucht bringen!

Dafür halte uns Jedermann, nämlich für treue Haushalter der Geheimnisse Gottes —, dieser

Spruch soll uns ins neue Jahr begleiten und unsere Arbeit ins Licht des Ewigen stellen und verklären. Es wird uns dann mit Gottes Hilfe auch gelingen, daß wir für das gehalten werden und gelten, was wir zu sein uns bestreben; denn was im Innern lebendig und wirksam ist, wird uns auch nach außen das Gepräge geben.

XI.

14. Januar 1917.

Römer 3, 23: „Sie sind allzumal Sünder.“

Psaln 51, 6: „An Dir allein hab ich gesündigt und übel vor Dir getan.“

Die Worte „Sündigen“, „Sünde“, „Sünder“ scheinen aus der Erinnerung des modernen Geschlechtes ausgestorben zu sein, oder es wendet sich gegen sie mit einem gewissen Grimm und Widerwillen, wie man eine üble Erinnerung zurückstößt. Etwas auf dem seelischen Gebiete Verlorenes und Abgetanes kann man nicht ohne weiteres zurückrufen und etwas Totes nicht wieder erwecken. Aber gibt es nicht doch einen Weg, auf dem wir den Ernst dessen, was die „Alten“ unter „Sünde“ verstanden haben, verstehen, ja nacherleben können? Und ist es nicht mindestens eine Aufgabe geschichtlicher Bildung, ein teilnehmendes Verständnis für eine Sache zu gewinnen, die einst im Mittelpunkt des sittlich-religiösen Denkens und Urteilens gestanden hat?

Auch hier ist zunächst der größte Feind des Verständnisses die platte Unwissenheit, die ja in reli-

giösen Dingen heute größer ist als jemals zuvor. Man hört heute, wenn man überhaupt noch etwas von Sünde hört, etwa folgende Rede: In der katholischen Kirche trieb und treibt man es schon übel genug mit dem Sündengerede, mit den groben Sünden und den feinen Sünden, mit den schweren und den läßlichen, verstrickt die armen Menschen in ein verworrenes Netz von Sündenanklagen und Bußen, Angst, Schrecken und Not und peinigt die Ernsteren bis zum Tode mit diesen Dingen; aber im Protestantismus ist es womöglich noch schlimmer geworden, denn da sagt man Allen in Bausch und Bogen und jedem Einzelnen, er sei ein schlimmer Sünder, der die Verdammnis verdiene, und daran könne er von sich aus gar nichts ändern; — das sei aber ein ganz unerträgliches, unpsychologisches und empörendes Geschwätz, und man tue daher am besten, das ganze Wort „Sünde“ zu verabschieden, da es entweder zum Verzweifeln oder zum Leichtsinn führt.

Aber der Protestantismus — im Gegensatz zu dieser landläufigen Behauptung — hat auf diesem Gebiete vielmehr einen der größten Fortschritte in der religiösen Erkenntnis zu verzeichnen; denn was lehrt er in Wahrheit hier? Die Sache steht so: Während der Katholizismus das in seinen Forderungen unübersehbare Gesetz Gottes an die Spitze stellt, dem Einzelnen zumutet, in jedem Momente sein Leben an diesem zu messen, und ihm nun nachweist, daß dieses sein Leben eine Kette von groben und feinen Verstößen (also Sünden) gegen das Gesetz der Heiligkeit und Liebe ist (während

der Mensch doch angeblich imstande wäre, durch Gebete und Sakramente alle diese Sünden zu vermeiden), verfährt der Protestantismus ganz anders. (Und zwar der reformatorische, orthodoxe Protestantismus; aber unsere Orthodoxen kennen heute die Grundlehren der Reformation selbst nicht mehr.) Der Protestantismus hat als Obersatz eine neue Erklärung des Wortes „Sünde“ aufgestellt; sie lautet nach der Augsburgischen Konfession wörtlich: „Sünde ist negativ der Mangel an Gottesfurcht und Gottvertrauen und positiv die selbstische Lust.“

An diesem Begriff, nicht aber an einem „Gesetz“ von unübersehbaren Geboten und Ansprüchen mißt der Protestantismus den Menschen, wie er ist, und erklärt nun mit Paulus: „Sie sind allzumal Sünder.“ Dieses Urteil ruht also nicht auf einer zersplitternden und beängstigenden Betrachtung und peinlichen Seelenforschung im einzelnen, sondern geht auf die Wurzel und das Ganze zurück, und es ist einfach wahr: die Sünde ist nichts anderes als „keinen Gott haben“ und deshalb: „nur sich selber haben.“ Daraus entspringen alle „Sünden“. Ob sie nun für groß oder für klein zu erachten sind, das spielt hier keine Rolle mehr; die Sünde liegt in der Gottentfremdung und in der Eigsucht. Wie das im einzelnen zutage tritt, hängt von den Verhältnissen und der Umgebung ab. Äußere Rechtschaffenheit, Legalität und Moralität oder grobe Sünden und Laster — das ist freilich für die „Gesellschaft“ nicht gleichgültig; aber letztlich für den inneren Wert des Be-

treffenden ist es gleichgültig. Der alte Protestantismus trägt daher kein Bedenken, in seiner kräftigen Art zu sagen: „das sind alles verdammte Menschen“ oder „wir sind alle verdammte Menschen“. Er meint damit, ein seliger Mensch könne nur ein Mensch sein, der einen Gott hat und an ihm seinen Mittelpunkt und seine Kraft gefunden hat und nicht mehr an sich selber und seiner Eigenlust; auch sich mit dem „Gesetz“ nicht mehr abplagt.

Hat man sich aber dieser Erkenntnis bemächtigt, die ebenso ernst wie befreiend ist, ernst, weil sie in die Tiefe geht, befreiend, weil sie uns von den Hunderten von gesetzlichen Quälgeistern losmacht, dann leuchtet die Wahrheit der beiden Sprüche, die an der Spitze dieser Betrachtung stehen, von selbst ein. „Wir sind allzumal Sünder“; wir sind es, sobald wir ohne Gott sind oder uns ohne Gott denken; denn „das Gute“ besteht nicht in einem Blumenstrauß einzelner guter Handlungen neben einer Fülle von Unkraut, — wo sollen denn die Blumen herkommen und wie lange werden sie frisch sein — sondern gut oder böse kann nur die Wurzel oder der Baum selber sein, nach dem höchst einfachen und doch so schlagenden Gleichnis Jesu: „Ein guter Baum bringet Gutes hervor, und ein böser Baum bringet Arges hervor.“ Sind wir aber ohne Gott, d. h. ohne Gottesfurcht und Gottvertrauen, so müssen wir unser Zentrum an uns selber haben; denn für jeden Menschen gibt es nur die beiden Möglichkeiten, entweder ausschließlich um sich selber zu kreisen und alles und alle sich selbst als bloßes Mittel einzuordnen — oder in

heiliger Furcht, Vertrauen und Liebe an Gott seinen Mittelpunkt zu haben und in und mit ihm an alledem, worin uns Gott erscheint. Dort ist die Sünde; hier ist das Gute!

„An Dir allein habe ich gesündigt und übel vor Dir getan“ — dieser Spruch wird nun auch klar. Du hast nicht gegen ein äußeres „Gesetz“ verstoßen, du hast nicht „Gebote“ übertreten und große oder kleine Sünden getan, sondern du hast ohne Gott gelebt. Das ist die Sünde, und darum gilt: „An Dir allein habe ich gesündigt.“ Letzlich hast du kein anderes Forum über dir als Gott: Gott und die Seele; die Seele und ihr Gott. Aber weil Gott die Liebe ist, so steckt in dem Worte „Gott“ auch alles das, was du liebend und dienend umfassen sollst.

Es erscheint paradox, aber du kannst auch sagen: „An mir allein habe ich gesündigt,“ statt „an Gott allein.“ Inwiefern? Weil das, was den Kern deines Wesens ausmacht, deine Seele, zerstört wird und stückweise zerfällt, sobald du dich nur selbst besitzest und deine Eigenlust. Gott hat dich „auf Ihn hin“ geschaffen, und wenn du nicht bei Ihm bleibst, kannst du auch nicht bei dir selbst bleiben. Du stehst vor keinem menschlichen Richterstuhl; du stehst auch nicht vor einem Gott, der von außen richtet — für das alles bist du viel zu wertvoll und zu hoch — sondern du stehst vor einem Gott, der in dir selber richtet und der dir keine andere Aufgabe gestellt hat, als dich selbst. „An Dir habe ich gesündigt“ und „an mir habe ich gesündigt“,

das fällt also zusammen. Die einzige Aufgabe aber, die Er dir gestellt hat, ist, als Sein Kind und Mitarbeiter dein wahres Selbst zu bewahren und zu gestalten.

Ob es nicht zur Lärheit und zum Leichtsinne führt, wenn nur dieses „an Dir allein“ gelten soll und man allen „Geboten“ sonst den Abschied gibt? So hat man wohl gefürchtet und behauptet. Aber es ist nicht wahr! Durch Respekt vor Geboten ist noch niemand besser geworden, und durch das Predigen, was man alles zu lassen habe, ist noch kein Gewissen zarter geworden. Zartheit im Sittlichen, Reinheit und Heiligkeit können überhaupt niemals direkt erworben werden, und der Kampf gegen das übergreifende Sinnliche kann niemals auf dieser Fläche selbst siegreich geführt werden. Nur wenn man etwas anderes noch lieber und werter gewonnen hat als das, was vor den Sinnen liegt, kann das Gewissen zarter und der ganze Mensch reiner werden. Sittliche Zartheit und Reinheit sind Blüten und Früchte, nicht aber Wurzeln. Die Wurzel ist die Herzensrichtung und das Leben, das aus ihr quillt. Die Herzensrichtung bestimmt sich aber nach der Liebe. „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“ Was liebst du, was ist dir das Teuerste? Darnach bestimmt sich alles. „An Dir allein habe ich gesündigt; aber mit Dir bin ich Dein Kind, und so werde ich auch besser und reiner werden.“

Im Zusammenhang mit dieser Betrachtung führte Sarnack seine Gedanken noch einmal näher aus:

... Sünde — — das Wort ist von den Erlebnissen tiefer und sublimier Geister und Seelen hergenommen und unter das stumpfe Volk geworfen, während es nicht einmal auf den mittleren Stufen stetlicher Erlebnisse als zutreffend erkannt werden kann. Das ist ja eine der vielen Ursachen, weshalb der Religionsunterricht so unwirksam ist, daß man Zwerge in die Kleider von Riesen stecken möchte, ihnen drohend, andere Kleider gäbe es überhaupt nicht für sie. Natürlich werfen sie, sobald sie können, diese seltsamen und hemmenden Gewänder ab und sind gewiß, sie seien berechtigt, nackt umherzulaufen. — Dein Einwurf, man könne doch die Menschen nicht als „Sünder“ bezeichnen, da die Erkenntnis Gottes ein Geschenk sei, ist berechtigt, wenn man sofort an die Verantwortung bei dem Begriffe „Sünder“ denkt; setze ich aber „Sünder“ = „ohne Gott sein“, so ist das zunächst ein objektives Urteil, welches über das Maß der Verantwortung nichts aussagt. Für mich wie für Augustin ist „Sünde“ ein negativer Begriff in dem eben angegebenen Sinne; auch bin ich (gegen Augustin) davon überzeugt, daß eine große, sehr große Anzahl von Menschen nicht verantwortlich ist für ihre Sünde, sondern daß hier entweder eine Gesamtschuld vorliegt, in die sie hineingeboren und erzogen sind, oder überhaupt keine Schuld. Aber anderseits, wenn wir das Urteil fällen: „Sie sind allzumal Sünder“, müssen wir es offen lassen, wo die Verantwortung anfängt, sind übrigens auch gar nicht dazu berufen, darüber zu urteilen. Gewiß ist nur, daß auch die Erkenntnis Gottes ihre Vorstufen hat und daß schon auf den Vorstufen die Verantwortung beginnt. Auch ein Mensch, der Gott theoretisch und praktisch negiert, weil er sich vom lebendigen Gott nie berührt gefühlt hat, hat in der Regel so manches aus der Späre Gottes erfahren, was sein Gewissen gelten lassen muß. Wenn er sich dagegen verschließt und es zurückstößt, wird auch er ein Sünder mit Verantwortung. Aber, wie gesagt, „Sünde“ ist kein pädagogischer Begriff, sondern ein „genialischer“; ein pädagogischer Begriff ist er nur Menschen gegenüber, die Gott erlebt haben oder die Gott-Erlebnisse anderer so gelten lassen, als seien es ihre eigenen; denn das gibt es auch — eine geheimnisvolle Stellvertretung des Geförderten für den Schwächeren, der stärkste Beweis, daß wir im Geistigen und Seelischen nicht dieselbe Personalgrenze haben wie im Körperlichen, sondern daß es hier eine andere Abgrenzung des individuellen Personallebens gibt. Dies ist ein schweres, großes und schönes Kapitel des höheren Daseins, über das man nur stammeln kann und nur durch einen Spiegel schattenhaft eine Wirklichkeit sieht, die wirklich eine solche ist . . .

XII.

21. Januar 1917.

Psaln 111, 10: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang.“

Wissenschaft ist nicht jedermanns Sache; aber Weisheit bedürfen wir alle, und ohne sie stoßen

wir überall im Leben an. Aber was ist Weisheit? Alle Erklärungen versagen bis auf eine einzige: Weisheit ist der Sinn für das Wirkliche und die Einstellung und Bewertung des Lebens auf Grund des Wirklichen. Des Wirklichen? Aber weiß nicht jedermann was das Wirkliche ist? So scheint es, und doch ist jenes Märchen von dem, der auszog, das Mächtigste kennen zu lernen, um ihm zu dienen, und lange suchte, bis er es fand, tiefsinnig und wahr. Er fand überall, wenn er näher zusah, nur den Schein des Mächtigen. Denn er fand das schwach und klein, was zuerst stark und mächtig schien. Aber was schwach ist, was einem andern weichen muß, und was vergeht, das kann nicht das Wirkliche sein. So treten auch wir, indem wir in das Leben eintreten, in das Suchen nach dem Wirklichen ein, ja man kann das ganze Leben als ein Suchen und als einen Kampf um das Wirkliche betrachten. Und was erzählen nun die Menschen von dem, was sie als das Wirkliche gefunden haben? Die einen sagen uns, das Wirkliche ist die herrliche, aber sittenlose Natur mit ihrer äußeren und inneren Gewalt über uns; alles andere sind trügerische Illusionen; darum gälte es, sich einfach der Natur unterzuordnen und ihr zu dienen; verwelke man schließlich auch wie ein dürres Blatt, so habe man doch gelebt und geliebt, und das sei die Weisheit und der Weisheit Schluß. Die andern aber sagen, das Wirkliche ist der Schmerz und der Tod; denn sie seien immer stärker als das Leben; möge auch die Natur als Ganzes

immer lebendig bleiben, was gehe uns das an? Jedes einzelne Leben sei doch dem Tode geweiht, der seine Schatten in Schmerz und Leid von der Geburt an vorauswerfe; dies zu erkennen sei die Weisheit und der Weisheit Schluß; darum möge man sich im Kloster begraben oder versuchen, für sich und andere das Schmerzens- und Todeslos zu verzögern — es komme doch alles auf eines heraus: was da lebt, wird geboren, um zu sterben, und da das Ganze nur in seinen Teilen lebt, ist das Ganze selbst nichts anderes als ein grauenhaftes Totes, das in rätselhafter Weise Gespenster hervorbringt.

Das haben sie als das wahrhaft Wirkliche gefunden — die Natur oder den Tod — und das verkündigen sie: die Natur mit einem gleißenden Sinnenleben oder die notwendige Traurigkeit eines fortwährenden Schmerzes und Sterbens. Und wer das eine oder das andere als der Weisheit letzten Schluß gefunden hat, auf den können auch die schwächlichen Versuche derer keinen Eindruck mehr machen, die auf die Zivilisation verweisen, als sei in ihr das wahrhaft Wirkliche zu finden, auf den herrlichen Fortschritt in Wissenschaft und Technik, auf die Verfeinerung, größere Behaglichkeit und vermehrte Fülle des Lebens. Als ob sie standhalten könnten auch nur einem stärkeren Anlauf des Leides gegenüber, und als ob sie mehr bieten könnten, als was auch die Natur in flüchtigem Genuß jedem ihrer Kinder darbietet!

Aber siehe da! in einzelnen Seelen dämmert hier etwas anderes auf, und einzelne Seelen finden bei ihrem Suchen noch etwas anderes. Indem sie sich

sträuben, bei der Natur oder beim Tode Halt zu machen, indem sie dieser Erkenntnis trotzen: „So kann es nicht sein!“ reißt sich aus der Tiefe in ihnen ein seltsames, allem Verstande spottendes Geständnis hervor: „Ich bin schuld an dieser Natur und ich bin schuld an diesem Tode.“ Seltsam und allem Verstande spottend! Unbegreiflich in seinem Selbstgefühl und unergründlich in seinem Schuldbewußtsein, und doch so ist's! Dieses Menschenwesen, herausgeborn aus der Natur und dem Tode verfallen, setzt sich über beide wie ein Titan; aber zugleich beugt es sich tief und empfindet sich als Schuldigen. Das aber ist der Augenblick, indem es zugleich aus der Höhe eine Stimme hört: „Ich bin, der da ist; Ich bin der Wirkliche, dein Herr und dein Erlöser; du gehörst zu mir! Ich lebe und du sollst auch leben; mein ist beides, die Natur und der Tod.“

Was hier in der Seele entsteht, das ist die Furcht des Herrn, jene Furcht, die fortan fürchtet, ihn zu verlieren, weil sie weiß, daß sie ohne Ihn wieder hineingeworfen wird in das wilde Leben der Natur und in das Grauen des Todes. Diese Furcht des Herrn ist darum der Weisheit Anfang; denn sie hat nun das wahrhaft Wirkliche gefunden und mit ihm und in ihm die richtige Stellung zum Leben und zum Tode: „Wenn ich nur Dich habe, frage ich nicht nach Himmel und Erde“ und — „Dein Kind will ich sein und bleiben, es komme, was da wolle“ und — „mache mich zu dem, was Du bist, lauter und rein, fest und stark“ — und „mit Dir sind Himmel und Erde mein, und ich

will mich ihrer freuen und Dir danken; denn mit Dir gewinnen Natur und Tod ein anderes Wesen und Angesicht für mich.“

Das ist das große Wunder des Menschenlebens; geschaffen und angelegt sind wir darauf und damit herausgehoben aus aller Natur. Daß es uns aber aufgegangen ist, daß es erlebt und immer wieder erlebt wird, das verdanken wir dem, der ein Spiegel ist des väterlichen Herzens Gottes, Jesus Christus. Denn wir wären stecken geblieben in Schwäche und Dunkelheit, ohnmächtig wie ein kranker Schmetterling in der Puppe, wenn Er uns nicht die Kraft und die Liebe des Vaters gezeigt hätte und selbst vom Tode zum Leben hindurchgedrungen wäre.

XIII.

28. Januar 1917.

Hinter Lukas 6, 5: „An demselben Tage sah Jesus einen am Sabbat arbeiten und sprach zu ihm: „Mensch, wenn du weißt, was du tust, bist du selig: wenn du es aber nicht weißt, stehst du unter dem Fluch und bist ein Übertreter des Gesetzes.“

Dieses merkwürdige und tiefe Wort — ein ganzes Stück Religionsgeschichte und Religionspädagogie liegt in ihm — steht leider nicht in der deutschen Bibel, weil es auch in den griechischen Bibeln

Der selbe Text ist behandelt in Reden und Aufsätze Bd. 6. „Erforschtes und Erlebtes“, S. 45.

sehr selten ist; es findet sich nämlich nur in einem einzigen griechischen Coder überliefert, aber in einem sehr alten und guten (und zwar steht es dort gleich nach der verwandten Geschichte Lukas 6, 1—5). An der Echtheit ist schwerlich zu zweifeln, denn Inhalt und Stil sind ihr günstig. Freilich läßt sich nicht ermitteln, warum es in der Überlieferung sonst untergegangen ist. Man kann nur vermuten, daß es ihr zu schwierig war und vielleicht bedenklich erschienen ist. Wir aber freuen uns, daß sich das Wort samt der kleinen Geschichte, zu der es gehört, doch erhalten hat; denn es füllt eine Lücke in der Lehre Jesu aus, die wir ohne das Wort nicht mit voller Sicherheit oder wenigstens nicht „authentisch“ ersetzen könnten.

Aus anderen Sprüchen Jesu wissen wir, daß er einerseits sich in seiner Lebensführung an das damals geltende mosaische Gesetz angeschlossen und auch seine Jünger und Volksgenossen ermahnte, es zu halten, daß er aber andererseits das Gesetz bei gegebener Gelegenheit doch durchbrochen hat. Letzteres ist uns gerade bei dem Arbeitsverbot am Sabbat bekannt. Und zwar zeigen uns die Geschichten Lukas 6, 1—5 und 6, 6—10 zwei Motive, aus denen heraus Jesus die Durchbrechung des Alttestamentlichen Sabbatgebotes gerechtfertigt hat: 1. im Falle der Not, und 2. im Falle eines dringenden Liebesdienstes. Er ordnet also sowohl die fordernde Not als auch die Pflicht des Liebesdienstes über das gesetzlich-religiöse Gebot, welches doch auch er für Gottes Gebot hielt. Schon hierin liegt eine herrliche Befreiung

gegenüber dem Joch einer äußeren religiösen Moral. Jesus sagt uns: die Schöpfungsordnung, kraft welcher wir für unseren Leib und Leben zu sorgen haben, und die Liebesordnung, nach welcher wir verpflichtet sind, unseren Nächsten an Leib und Seele zu helfen, steht über den geschichtlichen statutarischen religiös-kirchlichen Ordnungen. Diese aber sollen wir für zeitlich halten; jene sind ewig, und darum gehen sie in allen Fällen vor. Welche Befreiungspredigt gegenüber dem damaligen Judentum, das unter der Last der statutarischen Reinheits-, Tempel- und Lebensordnungen seufzte, welches sich aber auch gegen die Anforderungen der Natur und des Liebesdienstes selbstgerecht hinter diesen Ordnungen verschanzte! Welche Befreiung aber auch für uns! Denn wenn für uns das mosaische Gesetz auch längst dahin ist, so werden doch noch immer zahlreiche kirchliche und statutarisch-moralistische Ordnungen geltend gemacht, denen man sich beugen soll. Man braucht nicht über den Kanal zu fahren und das englische Sonntagsgebot zu betrachten; — auch bei uns werden Ordnungen als Gottesordnungen der Seele als Lasten auferlegt, die man nicht abschütteln dürfe, und auch bei uns verschanzt sich anderseits Herzenshärte, Selbstgerechtigkeit und moralistischer Stolz hinter solche Ordnungen und läßt das Größere beiseite, nämlich das Schlicht-Natürliche und wiederum die Liebe und Hingebung an den Nächsten. Gehen doch viele Menschen darin so weit, daß sie ihre Lieblosigkeit gegen den Nächsten, der gefehlt hat, damit begründen, sie dürften

keine Nachsicht üben, weil sie Gottes Gerechtigkeit und seine Gesetze vertreten müßten!

Unsere Erzählung aber fügt zu den beiden Motiven, aus denen Jesus das Durchbrechen der göttlichen Sabbatordnung für recht und gut erachtet hat, noch ein drittes, und dieses dritte ist so wichtig, wie die beiden andern und noch befreiender:

Dem Menschen, den er am Sabbat arbeiten sieht, — augenscheinlich lag weder eine Not vor, noch viel weniger eine Liebespflicht —, stellt er eine ernste Frage, ohne die Antwort abzuwarten, d. h. also er schiebt ihm die Frage ins Gewissen, fügt aber sofort seinerseits noch hinzu, daß je nach der Antwort das Urteil über diesen Menschen ein grundverschiedenes sein müsse.

Und wie lautet die Frage? Nun, so kurz und zielsicher wie Jesu Fragen immer lauten: „Weißt du, was du tust?“ Was will er damit fragen und sagen? Augenscheinlich doch dies: Wenn du am Sabbat arbeitest und damit gegen die herrschende soziale Gottesordnung verstößest, ohne doch über Gott und göttliche Dinge nachgedacht und ohne ein tieferes Verhältnis zu Gott gewonnen zu haben, nur weil es dir so bequem ist, — so bist du schuldig und ein Übertreter; denn für diese, deine religiöse Stufe gilt jene Sabbatordnung unverbrüchlich. Wenn du aber am Sabbat arbeitest, weil du in deinem inneren Verkehr mit Gott erfahren und gelernt hast, daß Gott nichts anderes von dir verlangt, als Vertrauen zu ihm, Liebe zu den Brüdern und reinen Kindersinn, und wenn

du daher am Sabbat arbeitest, weil es für dich fortan eine Last, ja Heuchelei und Lüge wäre, dem Gott der Barmherzigkeit und Liebe anders entgegenzukommen als mit der Gesinnung des Herzens, — so tust du nicht nur recht, sondern du bist auch selig; denn diese deine tiefere Erfahrung und höhere Gotteserkenntnis ist in ihrer sorglosen Unbekümmertheit selbst gegenüber Sabbatgeboten nicht nur „korrekt“, sondern etwas Seliges!

Wie ernst und wie herrlich! Ernst, weil dieses Wort Jesu uns sagt — und Paulus hat es in seinen Spuren wandelnd ebenso bezeugt: die äußeren, sittigenden und statutarischen Ordnungen sind nicht zu verachten, vielmehr gelten sie unverbrüchlich allen denen, die sonst nichts haben. Jesus bejaht also unzweideutig die Last sozial-kirchlich-moralischer Lebensordnungen für alle die, die keine Tiefe und keine Höhe des Lebens kennen, und sieht sie als die für diese Zeit und dieses Volk gegebenen Gottesordnungen an. Er bejaht sie, weil sich sonst ein Chaos der Unsitte und des Frevels einstellen würde, in das bald alles versänke; aber Jesus ist dabei weit entfernt, sie für absolut und göttlich im letzten Sinne des Wortes zu halten. Sie sind ja auch bei jedem Volk und in jeder Epoche verschieden. Jesus kennt vielmehr Besseres — einen höheren Standpunkt, für den jene Gebote sämtlich nicht bestehen und auf dem die Menschen nicht nur frei, sondern auch selig werden. Auf diesem Standpunkt sieht man nichts von Gesetzen mehr, sondern über sich die Liebe Gottes, die höher ist als alle Vernunft und alles Gesetz, neben sich die Brüder

und Schwestern, die hinaufzuführen sind, und in sich ein reichgewordenes Herz, das in stolzer Demut von Gottes Fülle lebt und sich frei fühlt.

„Mensch! Wenn du weißt, was du tust, bist du selig!“

Aber wird der nicht doch leichtfertig und ein „Übermensch“ im schlimmen Sinne werden, der sich sagt, daß es für ihn kein äußeres Gesetz gibt? Mit Zuversicht darf man sagen: Nein! Denn was den Gesetzen und Geboten als wirklicher bleibender Gehalt zugrunde liegt, das alles wird erfüllt durch die Gesinnung: Gottes Kind will ich sein und sein Mitarbeiter.

Eben deshalb wird ein wahrhaft freier Gottesmensch aus Liebe zu den noch zurückstehenden Brüdern und aus Sorge für das Ganze dort von seiner Freiheit keinen Gebrauch machen, wo er Anstoß gibt und das Ganze gefährdet. Ich könnte mir denken, daß Jesus unter Umständen zu dem am Sabbat arbeitenden innerlich reifen Mann, den er selig gepriesen, noch das Wort hinzugefügt hätte: „Lieber Mann, du hast gewiß die Freiheit, am Sabbat zu arbeiten; aber lasse es lieber; denn siehe, deine Brüder nehmen daran Anstoß und werden verwirrt.“ Er hat es nicht gesagt, weil es wohl in dieser Situation nicht nötig war, aber der Apostel Paulus hat es öfters hinzugefügt: „Gebt den Schwachen kein Argernis,“ und „Wenn es meinen Bruder verwirrt, will ich kein Fleisch essen.“ Abzuwägen aber, wo der Freie seine Freiheit brauchen kann und wo nicht, ist selbst Sache der Freiheit, und eben deshalb, wenn auch schwere

Verzichte und Entfagungen dabei unvermeidlich sind, ist es letztlich nicht etwas Drückendes, sondern etwas Erhebendes. Denn überall, wo ich aus freier Einsicht und aus eigenem Willen, sei es auch ein schweres Opfer bringe, wird schließlich die Empfindung der Freude an der freien ernststen Tat den Schmerz der Entfagung überbieten. In dem selbstgegebenen Gesetz der Freiheit erlebt der Mensch die höchste Freude und die wahre Gottähnlichkeit, die er trügerisch in dem Ausleben seiner Selbstheit und seiner Sinne sucht. „Mensch, wenn du weißt, was du tust, bist du selig!“ Wer aber nicht selbst sich als Gesetz weiß und ein solches ist, muß ein Gesetz haben!

XIV.

4. Februar 1917.

Ev. Matth. 15, 26—28: „Jesus sprach: ‚Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde.‘ Das kananäische Weib sprach: ‚Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein von den Brotsamlein, die von ihrer Herren Tische fallen.‘ Da antwortete Jesus und sprach zu ihr: ‚O Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe wie du willst.‘“

Dieses ist die einzige Geschichte in den Evangelien, in der Jesus in einem Gespräch geschlagen

wird und sich korrigieren lassen muß. Darum ist die Geschichte so merkwürdig, und es ist ein Zeichen der Unbefangenheit und Treue der evangelischen Erzähler, daß sie sie überhaupt aufgenommen haben. Und ein Weib ist es, die den Herrn korrigiert, und sogar ein heidnisches Weib; denn das war sie noch ihrer Konfession nach, wenn sie auch augenscheinlich die jüdische Religion kannte — sie lebte unter Juden — und einen tiefen Eindruck aus der Verkündigung Jesu gewonnen hatte. Man darf auch nicht glauben, daß Jesus das Weib nur habe „prüfen“ wollen; nein — er meinte es mit dem ausgesprochenen Grundsatz ganz ernsthaft und war in seinem Wirken bisher nach ihm verfahren: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel.“ Eine andere, größere Mission hatte er als seine Aufgabe bisher nicht empfunden und eigenmächtig wollte er sie nicht überschreiten. Daher weigerte er sich, dem Weibe zu helfen. Und seine Weigerung kleidete er in eine harte Rede, wenn sie auch nicht härter ist, als die jüdische Religion sie ihm vorschrieb. Hart ist die Rede aber, weil das Gleichnis „Kinder und Hunde“ nicht nur ein Gleichnis ist; denn, wie noch heute im Orient, werden die Ungläubigen von der herrschenden Konfession „Hunde“ genannt, um damit zu bezeichnen, daß sie unrein seien und man daher mit ihnen keinen Umgang haben dürfe. Jesus fühlte sich also dem heidnischen Weibe gegenüber als strenger Jude, als Vertreter der väterlichen Religion; denn er fühlte es als Verpflichtung, diese Religion zu res-

spektieren und sie nur dann zu durchbrechen, wenn ihm aus der Tiefe seines Lebens mit Gott heraus und infolge eines besonderen Anlasses die Bestimmungen dieser Religion unerträglich wurden. Dieses Mal wurde die Rede eines heidnischen Weibes Anlaß für ihn, ja er hörte aus ihr die Stimme seines Vaters heraus!

Die Rede des Weibes ist zugleich ein mächtiges Wort vertrauender Zuversicht und schlagfertiger Kraft. Das Weib läßt sich das Gleichnis Jesu gefallen, aber wendet es so, daß aus der Abweisung eine Gewährung werden mußte. Auf die unwidersprechliche Tatsache weist sie hin, daß auch für die Hunde etwas abfällt, wenn Herr und Kinder essen. Schon mancher solcher „Abfall“ aus den Psalmen und Propheten wird in ihrem Verkehr mit Juden an das Herz dieser „Heidin“ gedrungen sein, bevor sie Jesus sah und erlebte. Nun wendet sie diese Erfahrung auf ihn selbst an: Stelle Dich, wie Du willst — Du kannst und wirst es nicht verhindern wollen, daß ich auch von Dir mein Teil kriege, und mehr als Brosamen will ich nicht. Unwiderstehlich ist die Zuversicht, die sich hier ausspricht; denn indem sie bittet, weist sie zugleich auf die Unmöglichkeit hin, die Bitte zu versagen: Die Brosamen fallen herab; Du magst wollen oder nicht. Hat je ein Weib in Glauben und Zuversicht zu einem Helfer siegreicher gesprochen? Aber niemals hat auch ein Frauenwort eine größere Wirkung gehabt: es hat den Heiligen Gottes belehrt; es hat seinen Horizont verrückt; es hat ihm seine eigene Aufgabe erweitert und

ins allgemein Menschliche übergeführt. Die Rede dieser Heidin ist für Jesus zur Stimme seines Vaters geworden! Indem er ihren Glauben anerkennt und hochpreist, muß er ihr helfen — „Dir geschehe wie du willst“ —, und fortan weiß er, daß „es noch andere Schafe gibt, die er auch hinzuführen muß“, und sein Blick geht über Israel hinaus über die Welt hin bis zu uns.

Vieles ist es, was wir aus dieser wundervollen Geschichte ins Herz nehmen müssen; nur das wichtigste will ich hervorheben.

Da ist erstens das Weib, und wir lernen an ihr, daß wir uns durch das, was an Schlimmem, Unreinem hinter uns liegt, nicht abhalten lassen sollen, das Reine und Heilige zu ergreifen, wenn es unsere Seele trifft. Was mag alles hinter dem Weibe gelegen haben als Anhängerin der abscheulichen kanaanäischen Religion; sie läßt es sich deshalb auch gefallen, zu den Hunden gerechnet zu werden; einerlei ist ihr das jetzt; denn sie verlangt jetzt nichts anderes, als daß ihr geholfen werde, und essen darf und will sie von dem, was ihr an der Predigt Jesu aufgegangen ist, essen, sei es auch nur einen Brocken, und Zuversicht hat sie, daß der Heilige und Gute sich ihr nicht versagen kann! Gehe hin und tue das Gleiche! oder vielmehr: Laß deine Zuversicht zu Gott als deinem Vater nie sinken, auch wenn er sich dir zu versagen scheint!

Da ist zweitens Jesus — wenn selbst Er kein Fertiger war nach Einsicht und Aufgabe, sondern gewachsen und geworden ist, und wenn es weiter äußerer Erlebnisse waren, die ihm zu inneren

wurden und das Wachstum brachten, und wenn er eben in ihnen Gottes Stimme und Weisung erkannte: wie sehr sollen wir auf die kleinen und großen Erlebnisse in unserem Leben blicken, in ihnen Führungen erkennen, aus ihnen Gottes Stimme und Weisung schöpfen und sie uns zu innerem Wachstum und Erweiterung gereichen lassen! Und wenn endlich ein armes heidnisches Weib für ihn bedeutungsvoll geworden ist, die selbst gar nicht wußte, was sie ihm brachte — wie ehrfürchtig sollen wir dem Kleinen und Niedrigen lauschen, ob nicht gerade auch durch dieses Gott zu uns spricht.

Da ist endlich drittens das Wort: „Dir geschehe, wie du willst.“ Geschieht uns aber immer wirklich, wie wir wollen? Es scheint nicht so, und doch sage ich kühnlich: Wenn unser letztes Ziel das Rechte und Gute ist und wir zu Gott wollen, so bleibt für uns unverbrüchlich die Zusage in Kraft: „Dir geschieht, wie du willst.“ Ich will ein Gleichnis brauchen: Als der Krieg ausbrach, gab es zahlreiche Deutsche im Ausland, die in das Vaterland zurückkehren wollten, um für dasselbe zu kämpfen und, wenn es sein mußte, zu sterben. Aber die Rückkehr war nicht einfach; denn überall lauerte der Feind, der sie zurückhalten und gefangennehmen wollte. Ihr Wunsch aber und eine herrliche Freudigkeit, ins Vaterland zu kommen, war so groß, daß sie alle Gefahren gern bestehen wollten. So brachen sie auf; die Fährnisse blieben nicht aus, zeitweise Gefangenschaft, schwerste Arbeit, als Heizer auf Schiffen, als Lastarbeiter in Häfen,

Hunger und Durst, ja Schläge und tiefste Erniedrigung; aber trotz dem allen und in dem allen verloren sie nicht nur nicht ihre Freudigkeit — wir haben dafür ihre eigenen Zeugnisse —, sondern sie sagten sich sogar: „Das alles zu bestehen, haben wir mitgewollt, denn da wir wußten, es würde so oder ähnlich kommen, haben wir uns darauf vorbereitet, ja wir haben selbst sogar diese Mühen und Lasten für uns herbeigeführt, weil wir nur so unser Ziel erreichen konnten.“ „Uns geschah, wie wir wollten,“ und so sind wir in die Heimat gekommen, und selbst im Leiden waren wir freudig; denn es war ja der Weg zu unserem Ziel!“ Braucht's vieler Worte, um diese Erlebnisse auf uns anzuwenden? Nein! Sei also als Christenmensch, der zu Gott strebt, in bezug auf deine ganze Zukunft der Zusage gewiß: „Dir geschieht, wie du willst.“

XV.

25. Februar 1917.

Über Pantheismus, Deismus und Theismus.

Apostelgeschichte 17, 28: „In Gott leben, weben und sind wir.“

Römer 11, 36: Denn von Ihm und durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge.“

Drei kalte Fremdworte als Antworten auf die lebendigste und wärmste Frage! Aber die Entwicklung unserer, an der Geschichte unserer Kultur ge-

bildeten Sprache, hat uns mit diesen Worten beschenkt, und es gehört zur höheren Bildung, sicher zu verstehen, was sie bedeuten.

I.

Unter Pantheismus versteht man die religiös-philosophische Denkweise, nach welcher „Gott“ und „Natur“ zusammenfallen; d. h. also: der Begriff „Gott“ hat hier keinen anderen, auch keinen weiteren Spielraum, als der Begriff „Natur“ oder der Begriff „Welt“.

Je nachdem man aber den Begriff „Natur“ („Welt“) faßt, gibt es verschiedene Spielarten von Pantheismus:

1. Wenn man unter „Natur“, „Welt“ lediglich die physischen Kräfte versteht, die zusammen das Gewebe der Natur ausmachen, weil man überzeugt ist, daß auch die Seelen- und Geisteskräfte nichts anderes sind als ebenfalls Erscheinungen des Physischen, wenn man also materialistisch denkt, so kann selbst auf diesem Boden das Wort „Gott“ herangezogen und ein Pantheismus gelehrt werden. Staunend steht man nämlich vor der Einheit und dem Erhabenen der Naturkräfte, und diese Einheit und Erhabenheit des Ganzen gegenüber den zersplitternden und geringen und oft widrigen Eindrücken des Einzelnen, nennt man „Gott“. Solche pantheistische Materialisten gibt es, z. B. Haedel: aber genau besehen, ist es eigentlich ein Unfug, hier von „Gott“ und „Pantheismus“ zu

reden; denn man muß sich doch sofort sagen, daß es lediglich Stimmungssache ist, das Ganze anders zu beurteilen, als die Summe der Teile. In Wahrheit übertragen diese Menschen ein tief in ihrem Busen wohnendes Gefühl, für das sie keine Verwertung sonst mehr finden, in Ermanglung eines besseren Objekts auf die als Einheit gedachte physische Natur. Sie behaupten übrigens auch, das sei der Pantheismus Goethes gewesen; aber das ist eine ganz irrtümliche Behauptung.

2. Ein ganz anderer als dieser materialistische Pseudo-Pantheismus entsteht, wenn man die Überzeugung gewonnen hat, daß die physikalischen Kräfte in der Natur nicht die einzigen und letzten sind, daß hinter oder vielmehr in ihnen unmaterielle, geistige Kräfte stehen. Nach dieser Auffassung gestaltet sich das Weltbild so: Alles in der Natur vom Größten bis zum Kleinsten hat Form, Leben und Geist, hat in sich und im Verhältnis zu den anderen Dingen Einheit, Harmonie und Schönheit, ferner als Einzelnes ist es vergänglich; aber — in der unbeseelten Welt durch Bewegung, in der beseelten durch Zeugung und Tod — befindet sich alles in einer aufsteigenden Entwicklung; das Individuum stirbt, damit die Gattung durch höhere Individuen, die sie hervorbringt, sich vervollkomme, d. h. immer mehr einem Typus, der in ihr angelegt ist, entspreche — kurz, alles ist ein Gewebe des Geistes, der sich in dem Physikalischen (d. h. in dem, was wir mit den Sinnen wahrnehmen können) auswirkt. Nur durch unsere Sinne erscheint uns etwas „physikalisch“; in

Wahrheit ist alles geistig, und nur durch unsere Sinne differenziert sich das in sich unzertrennbare Eine und Geistige und sich rastlos Bewegende in unzählige Einzelheiten, die uns materiell erscheinen. Für das Ganze in seiner Fülle und Einheit — so sagt man hier — haben unsere armseligen Sinne keine Perzeptionsorgane; das müssen wir also ahnen, fühlen und durch Nachdenken uns vor die Seele stellen. Das Ganze in seiner Fülle und Einheit, das eben ist die Gottheit. Sie ist schlechtthin „Geist“ und nichts anderes, und sie wirkt auf eine geheimnisvolle Weise sich selber in der Natur aus — auf eine geheimnisvolle Weise; denn ihr Wirken scheint uns teils bewußt, teils unbewußt zu sein. Aber das ist unser Fehler; wir sind viel zu gering veranlagt, um uns ihr Wirken vorstellen zu können. Es wird gewiß „überbewußt“ sein, d. h. sich in einer Weise vollziehen, von der wir keine Ahnung haben. — Das ist der echte Pantheismus, der bei den Religionsphilosophen viele Spielarten hat, auf die ich aber nicht eingehen will. Charakteristisch für ihn ist also, daß Gott und Natur noch immer zusammenfallen, d. h. es gibt keine Natur außerhalb Gottes und es gibt keinen Gott außerhalb der Natur. Gott ist auch hier die Natur selbst, aber sie wird streng als Geistiges gedacht. Natürlich erscheint hiernach auch der Mensch als Naturwesen, wenn auch als das höchste; er ist, wie der Wurm, als Einzelner, nur ein vergänglicher Ton in der unvergänglichen Schöpfungsfuge; aber es gibt Pantheisten, die die Menschheit dadurch doch besonders adeln, daß sie

sagen, erst in dem Menschen komme die Gottheit selbst zum Bewußtsein und werde der unbewußte Weltgeist zum bewußten Geist. Ferner gibt es solche Pantheisten, welche der Gottheit Vernunft und Bewußtsein als wesentlich zuschreiben und nun behaupten, im Menschen sei ein Teilchen dieses bewußten Geistes, welches zu dem großen Lichte zurückstrebe, um in ihm aufzugehen, während in der übrigen Natur nur ein Abglanz des göttlichen Geistes enthalten sei.

Es ist gewiß, daß dieser Pantheismus viel Schönes und Befriedigendes enthält und tiefen und hohen Seelenstimmungen entspricht. Aber auch in seiner höchsten Form ist er neutral gegenüber der Idee des Guten, neutral gegenüber der Idee der Verantwortung und neutral gegenüber der Idee, daß der Geist der Herr der Natur ist. Zwar versuchten Pantheisten immer wieder diesen Ideen doch zu ihrem Rechte zu verhelfen (andere Pantheisten freilich halten sie für kindliche Ideen einer niederen Stufe); aber ohne Täuscherei und Sophismen geht das nicht; man kann es mit einem Worte sagen: Jeder Pantheismus ist neutral gegenüber dem Sittlichen, muß es umdeuten, als Blüte des Natürlichen fassen oder als bloße menschliche Meinung beiseite lassen. —

II.

Unter Deismus versteht man die religiös-philosophische Denkweise, nach welcher „Gott“ und „Natur“ (Welt) ganz auseinanderfallen. Die Vor-

stellung ist hier diese: das Gewissen verlangt das Dasein eines heiligen und gerechten Lenkers der Welt. Gott ist Schöpfer und Richter: das ist das Entscheidende hier. Er hat die Welt geschaffen nach seinem Willen, und nun steht sie außer und neben ihm. In der Welt hat er vernünftige Wesen, die Menschen, geschaffen. Auch sie stehen außer und neben ihm; denn alles Geschaffene hat seine eigene Daseinskraft und lebt und bewegt sich nun durch diese. Also ist der Mensch, wie die ganze Natur „emancipatus a Deo“, d. h. auf deutsch: Er steht ganz und gar auf seinen eigenen Beinen, nachdem er aus der Schöpferhand Gottes gekommen ist. Da aber Gott den Menschen, im Unterschied von allem anderen, mit Vernunft, Freiheit und einer unsterblichen Seele ausgerüstet hat, so hat er ihm auch eine Aufgabe gestellt: Der Mensch soll das Gute tun, d. h. den Geist über das Fleisch herrschen lassen, mit seiner Seele zu Gott aufstreben, mit den anderen Menschen in Selbstlosigkeit, Liebe und Frieden zusammenwirken, und die Erde in einen Gottesgarten umwandeln. Tut er das, so wird er nach seinem Tode vor Gott dem Richter bestehen können; denn am Ende tritt Gott wieder jedem Einzelnen und der Welt — als Richter — nahe, straft die Bösen mit ewigem Tode oder mit Vernichtung und belohnt die Guten mit seliger Unsterblichkeit.

Innerhalb dieses Deismus gibt es auch viele Spielarten; von den besten und tiefsten Deisten wird zugestanden, daß Gott nicht nur Schöpfer und Richter ist, sondern daß er auch in der Zwi-

schenzeit den einzelnen Seelen nahekommt, sich geschichtlich auf mancherlei Weise offenbart und daß man durch das Gebet ihm nahekommen und von ihm im Leben Trost und Stärke, sowie Krüden mancherlei Art empfangen kann.

Man muß diesem Deismus, namentlich auf seinen höheren Stufen, nachrühmen, daß er einen sittlichen Gottesglauben hat, die Verpflichtung zum Guten in den Mittelpunkt rückt und es an Ernst nicht fehlen läßt. Aber er leidet an zwei Grundfehlern; er hat erstens etwas Mythologisches — ein ganz außerhalb der Welt stehendes Wesen, das da schafft, „von außen manchmal stößt“ und zuletzt richtet! Immer wird man da fragen: „Gibt's wirklich ein solches Wesen neben der Welt?“ Zweitens aber ist diesem Deismus das wahre Wesen des Guten gar nicht aufgegangen: Das Gute ist Leben in Liebe und Ehrfurcht, strömt aus einem tiefen Ergriffensein durch ein Lebendiges, Höheres, ist das Gefühl, aus allem Nichtigen herausgerissen zu sein und doch das Kleinste mit Liebe ans Herz zu drücken, ist endlich das Gefühl, durch eben diese Erlösung geborgen zu sein auf ewig. Nur dieses, Gesinnung und Willen bestimmende Gefühl, ist das Gute, und man ist nur so weit gut, als man etwas von ihm im Herzen hat. Die Tugend aber, welche irgendein Gesetz der Gerechtigkeit erfüllt, oder auch alle Gesetze (wenn es eine solche Tugend gäbe), hat mit dem wirklich Guten gar nichts zu tun, sondern ist ein armseliges Men-

schenwerk oder im besten Fall eine Art von „Ersatz-Gutem“.

III.

Also kann weder der Pantheismus noch der Deismus eine tiefere und innerlich strebende Seele befriedigen. Das vermag aber der Theismus, d. h. der christliche Gottesbegriff. Geht der Pantheismus von der Natur (der Welt) aus und der Deismus vom Gewissen, so geht der christliche Gottesbegriff (der Theismus) von der Erfahrung aus, daß es mitten in der Welt (die man bald als schön und erhaben, bald als stupid und erbarmungslos empfindet, bald wie etwas Lebendiges, bald wie etwas Totes), im Menschen eine heilige Sehnsucht gibt, die sich eben auf das bezieht, was oben als das Gute genannt ist. Zu diesem Ausgangspunkt kommt aber noch ein zweiter — die Geschichte, näher die Religionsgeschichte der Menschheit. Die Gottesvorstellungen, die in ihr der Reihe nach aufgetaucht sind, oder vielmehr die Gottesvorstellung, die eine feste und strenge Entwicklung in der Geschichte aufweist, kommt sowohl auf der hebräischen Linie der Propheten und Psalmen, als auch auf der sokratisch-platonischen nahe an die Vorstellung heran: Gott ist die allmächtige, heilige Liebe, die alles bindet, alles trägt. Eben diese Vorstellung aber ist die christliche, und sie erst — keine andere vor ihr — entspricht der heiligen Sehnsucht, die uns über die Natur führt. Aus unserer tiefsten Anlage und aus der Ge-

schichte — nicht aus der „Natur“ — haben wir den Gottesbegriff zu bestimmen!

Aber man soll nicht meinen, wir könnten den Gottesbegriff nun rational-befriedigend und widerspruchslos-einheitlich definieren. „Niemand hat Gott je gesehen,“ seine Gedanken sind höher als unsere Gedanken, und sein Wesen ist erst recht höher als unser Wesen! Könnten wir Gott „erfassen“, so wäre Er wie wir, ja geringer als wir; denn der Erfassende steht höher als der Erfasste. Sowohl der Pantheismus, als auch der Deismus sind in gewissem Sinn „vernünftig“ und widerspruchslos; aber eben damit beweisen sie bereits, daß sie keine genügenden Antworten sein können.

Was können wir also über Gott aussagen? Wie gestaltet sich der Theismus, d. h. der christliche Gottesbegriff? Er ist eine Zusammenstellung von sicheren Richtlinien auf Grund innerer und geschichtlicher Erfahrung, die nicht zu einer philosophischen Einheit zusammengehen, aber doch nebeneinander bestehen können in Gemüt und Verstand und wie zusammengehörige Stufen erscheinen.

1. Richtlinie: Alles ist in Gott, ruht nicht nur in ihm, sondern ist Auswirkung seines Lebens: „In ihm leben, weben und sind wir“ — das ist die Wahrheit des Pantheismus. Je lebendiger und frömmer wir empfinden, desto sicherer geht es uns auf, von der Bewegung der Gestirne an bis zur Pflanze und zum Wurm, daß es nur ein Leben

gibt in unendlichen Auswirkungen: „Dein ist die Kraft und die Schönheit und die Herrlichkeit, ist das Leben und der Tod in Ewigkeit!“

2. Richtlinie: Aber Himmel und Erde fassen Dich nicht. Du bist nicht nur in ihnen, sondern auch über ihnen, und für dieses „über“ haben wir keinen anderen Begriff als den: sie sind von Gott; sie sind geschaffen. Das ist die Wahrheit des Deismus. Was „schaffen“ bedeutet, vermögen wir nicht zu durchschauen. Wir wollen damit nur sagen: Gott ist über der Welt, und alle Dinge sind von ihm. „Der Himmel ist Dein Thron und die Erde Dein Fußschemel.“ Das ist ein kindliches Bild; aber es kommt dem Richtigen näher als die philosophische Vorstellung, daß Gott und die Welt identisch sind.

3. Richtlinie: Gott ist Geist, und zwar allmächtiger, zwecksetzender Geist: alle Dinge sind zu Ihm; wie sie von Ihm ausgegangen sind und durch Ihn und in Ihm sind, so fluten sie nach seinem Willen und Plan zweckvoll zu einem Ziel, das nur Er kennt und nur Er selbst sein kann; denn was geordnet und aufsteigend verläuft, kann nicht ohne Ziel sein, und wenn alles, was ist, so verläuft, so kann es nur das höchste Ziel sein: die Ruhe in Gott.

4. Richtlinie: Mitten in dieser lebendigen Welt voll unbewußten Geistes stehen wir Menschen mit bewußtem Geist, und dieser Geist empfindet und weiß sich als zur Natur gehörig und doch zugleich über sie erhaben. Er sucht daher inmitten des Ver-

gänglichlichen nach einem Ewigen, inmitten der relativen Werte nach einem ewigen Wert, inmitten seiner starken Gebundenheit an die Welt nach einer befreienden Kraft, damit er das werde, was er sein kann. Und er spürt diese befreiende Kraft in der Verkündigung des lebendigen Gottes, der die allmächtige Liebe ist. Die Liebe, die uns von uns selber löst, um uns nun erst wirklich selbständig der Natur gegenüber zu machen, empfinden wir als die stärkste Kraft, die schlechthin über alles zu triumphieren vermag, was uns trifft, auch über den Tod und über das Gefühl unserer Nichtigkeit und Schuld. Die allmächtige heilige Liebe, die uns liebt, der wir vertrauen, und die uns mit sich selber erfüllt, ist das Gute und allein das Gute, und so werden wir innerlich gezwungen und wagen es, das Größte, was wir erfahren haben, die geist- und seelenbezwingende Liebe als den Gott zu setzen, von dem und in dem und zu dem alle Dinge sind. Das ist eine Tat des Glaubens; der Theismus ist kein ein für allemal gewonnenes Gedankending, sondern muß täglich gewonnen werden; er ist eine tägliche Lebens-Tat aus Erlebnis, Gnade und Wille geboren. Und von ihm gerade gilt: „Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben.“

Ostern.

XVI.

14. April 1917.

Ev. Johannes 20, 11 ff.: „Maria Magdalena stand vor dem Grabe und weinte draußen und sprach: ‚Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.‘ Und als sie das sagte, wandte sie sich zurück und siehet Jesum stehen, und weiß nicht, daß es Jesus ist. Spricht Jesus zu ihr: ‚Weib, was weinest du, wen suchest du?‘ Sie meint, es sei der Gärtner und spricht zu ihm: ‚Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt? so will ich ihn holen.‘ Spricht Jesus zu ihr: ‚Maria! Da wandte sie sich um und spricht zu ihm: ‚Rabbuni‘, d. h. ‚Meister‘. Spricht Jesus zu ihr: ‚Gehe hin zu meinen Brüdern, und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerem Vater, zu meinem Gott und zu euerem Gott. Maria Magdalena kommt und verkündiget den Jüngern: ‚Ich habe den Herrn gesehen und solches hat er zu mir gesagt!‘“

Im Unterschied von den drei anderen Evangelisten, die einfach erzählen wollen, wie es gewesen, erzählt Johannes so, daß die Geschichten, die er

auswählt und wie er sie erzählt, einen doppelten Sinn haben, einen Wortsinne und einen allgemeineren, tieferen, den man herausfinden und empfinden soll. Ich will versuchen, den letzteren bei dieser Geschichte zu finden:

1. Magdalena weint, weil sie ihren Herrn und Meister verloren hat — und er steht doch bei ihr! Aber sie erkennt ihn nicht! Was sagt uns dies Bild? Auch wir sind oft traurig, verzagt, fühlen uns verlassen oder hohl im Innern, und es liegt doch nur an uns, daß wir so sind. Trost und Kraft stehen dicht neben uns; aber wir sehen sie nicht, weil wir nur uns selbst sehen oder nur das, was uns drückt.

O Herr! gib blöde Augen
Für Dinge, die nichts taugen,
Und Augen voller Klarheit
Für alle Deine Wahrheit.

Der Mensch ist merkwürdig angelegt: In der Erinnerung fällt fast automatisch das Drückende und Lastende ab und das Freundliche bleibt nach; aber in der Gegenwart ist's in der Regel umgekehrt! Man sieht und empfindet das Schmerzliche und erkennt nicht die Kraft, die von ihm befreit! Wie können wir das ändern? Ich will kühn antworten: Indem wir uns durch einen Entschluß aus dem flüchtigen Moment der Gegenwart herausnehmen und in das Dauernde stellen. Was heißt, sich in das Dauernde stellen? Sich aller der Güter, die man unverlierbar besitzt, erinnern und sie sich kräftig vorbehalten! Das ist das beste, ja das

einziges Mittel, über einen schmerzlichen Gegenwartseindruck hinwegzukommen und sich selbst in Kraft wiederzufinden. Hätte Magdalena sich alles dessen erinnert, was sie an unverlierbaren Eindrücken von ihrem Herrn besaß, so hätte sie ihn auch im Schmerze des Verlustes und trotz des Schmerzes erkannt. So aber hält sie ihn für den „Gärtner“, und so halten wir auch den besten Trost und die beste Kraft für schal, wenn wir uns dem schmerzlichen und niederzwingenden Eindruck der Gegenwart hingeben, statt an all das zu denken, was wir an Erhebendem und Seelenbefreiendem erfahren haben. Dann leuchtet es selbst als eine Gegenwarts kraft wieder auf!

2. Magdalena, ihrem lastenden Schmerze hingegen, erkennt den Herrn nicht von selbst, sondern erst, als er sie bei ihrem Namen ruft. Im Jesajas steht ein Spruch: „Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!“ „Bei seinem Namen“ rufen, heißt, einem mit Hilfe und Kraft so nahe treten, wie er es braucht: — persönliche Liebe spüren lassen, das ist es. Gott läßt uns in doppelter Weise seine persönliche Liebe spüren: erstlich, indem er uns Personen sendet, die uns wirklich lieben, d. h. unsere Seele lieben. Jede Liebe, mit der eine Seele geliebt wird, ist Gottesliebe; denn wenn wir mit unserer Liebe vordringen bis zum innersten Kern eines Menschen und diesen hochhalten, lieben und uns mit ihm verbinden, treiben wir ein göttliches Werk, von dem die Natur nichts weiß, weil sie es nur mit den Sinnen zu

tun hat. Zwei Seelen, die also verbunden sind, sind in Gott verbunden. Gott läßt uns aber auch seine Liebe in besonderen persönlichen Erfahrungen spüren, wenn wir nur aufmerken und seine Stimme hören, mit der er uns beim Namen ruft. Wo unser Gewissen sich regt, sei es, daß es uns abhält, sei es, daß es uns zu etwas auffordert, sollen wir uns sagen: Jetzt ruft mich Gott bei meinem Namen, also erkenne ihn und folge ihm entschlossen und zuversichtlich. Aber auch wo wir eine Herzensfreude erfahren, sollen wir uns sagen: Jetzt ruft mich Gott bei meinem Namen; also nimm die Freude als eine große Sache, lege sie in den Schrein deiner Seele und befreie dich durch diese Freude von alledem, was dich niederzieht.

3. Jesus sagte Magdalena nur einen kurzen Satz, den sie als Botschaft seinen Jüngern und mit ihnen uns allen bringen soll; aber dieser Satz enthält in Wahrheit alles, was wir brauchen. Zu dem kurzen Satz gehört aber noch die Anrede: „Sage meinen Brüdern (und Schwestern): „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerem Vater, zu meinem Gott und zu euerem Gott.“ So oft ich diese Worte in guter Stunde lese, kommt eine unbeschreibliche Freude und Zuversicht über mich. „Meine Brüder“ — Er, der uns Menschen kennt, in unserer ganzen Art, in unseren Leidenschaften, Fehlern, Trotz und Verzagttheit, in dem Schwankenden und Unfertigen unseres Wesens, nennt uns seine Brüder und Schwestern. Und von dem Wesen, welches Himmel und Erde regiert, welches das Leben ist und aller Dinge Urgrund,

sagt er, Er ist euer Vater, genau so wie er mein Vater ist. Kann man uns etwas Herrlicheres sagen? Mein Vater, dein Vater — und er bleibt es, wie arm und unwert wir uns fühlen mögen, und er bleibt es, wie vergänglich und sterblich wir uns fühlen mögen, und er bleibt es auch, wenn wir uns von ihm verirren. Das ist die rechte Osterbotschaft! Wir sind mit dem Urgrund alles Lebens durch die Liebe unauflöslich verbunden, es komme, was da wolle, Schuld, Tod und Teufel! „Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir sollen Gottes Kinder heißen.“ In dieses Verhältnis wollen wir uns hineinleben und hineinglauben, und wie sieht dann unser eigenes Leben, die Welt, alles Furchtbare in der Welt, und selbst der Tod so anders aus! So erhält unser Leben einen Sinn und nur so, und eine Freudigkeit, und nur so.

„Nun weiß und glaub ich's feste,
Ich rühm's auch ohne Scheu,
Daß Gott der Höchste und Beste
Mein Freund und Vater sei,
Und daß in allen Fällen
Er mir zur Rechten steh',
Und dämpfe Sturm und Wellen
Und was mir bringet Weh.“

Ev. Matth. 12, 30: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet.“

Die erste Hälfte dieses Verses, welcher hart lautet, empfängt von der zweiten ihre nähere Bestimmung. Daß die erste Hälfte nicht absolut gültig ist, geht schon daraus hervor, daß wir ein anderes Wort Jesu besitzen, welches umgekehrt lautet: „Wer nicht wider mich ist, ist für mich.“ Es sind also beide Worte — denn sonst könnten sie nicht nebeneinander bestehen — nicht absolut zu verstehen, sondern haben einen bestimmten Bereich der Geltung. Jesus liebte es, seine Worte so auszusprechen, daß sie zum Nachdenken reizen sollten. Er sprach nicht in Gemeinplätzen.

„Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet“. Jesus teilt also die Menschen in zwei Gruppen: die Sammelnden und die Zerstreunden; man könnte auch sagen: die Positiven und die Negativen. Also ruft er uns auf über „Sammeln“ und „Zerstreuen“ nachzudenken. Ist es wirklich so, daß „Sammeln“ und „Zerstreuen“ so wichtig sind? Wie hat er das gemeint?

Wirklich — man kann alle Tätigkeit der Menschen als „Sammeln“ oder als „Zerstreuen“ auffassen. Der gute Geschäftsmann, er sammelt; aber der schlechte Geschäftsmann zerstreut. Der gute Lehrer — er sammelt; aber der schlechte Lehrer zerstreut. Der Staatsmann, der Hausvater, die Hausmutter — wenn sie nicht sammeln, zerstreuen sie. Aber auch in jeder Beziehung von Mensch zu

Mensch, von Freund zu Freund gilt: entweder führt man zusammen, verbindet und stärkt, oder man treibt auseinander, trennt und zerrüttet. Hieraus ergibt sich eine kurze, aber gehaltvolle Lebensregel: „Sei ein Sammelnder;“ sieh zu, daß du überall bewahrst, verbindest und stärkst und nicht auflösest und auseinandertreibst. Ob es sich um dein Hauswesen handelt, ob um deine Freundschaften oder um die flüchtigeren Beziehungen von Person zu Person, ob um deinen Beruf, ob um die Urteile, die du fällst — „sei ein Sammelnder“! Bist du es nicht, so wirkst du notwendig als Auflösender und Zerstreuer; denn ohne Wirkung ist nichts. Zerstreust du aber, so bist du ein Verneinender, d. h. ein Schädling im Prozeß des Lebens, ein Zerstörer jeglichen Lebens; denn alles Leben beruht auf Kraft und alle Kraft beruht auf Sammlung.

Aber so gewiß es ist, daß jedes Zerstreuen von Übel ist, so gewiß ist es auch, daß nicht jedes Sammeln an sich schon gut ist. Jesus ruft dir nicht einfach zu: „Sammle“, sondern er spricht: „Sammle mit mir“ — „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet!“ Also kennt er auch ein Sammeln, das zu nichts Gutem führt und deshalb schließlich auch zum Zerstreuen ausschlagen muß. Nur wer mit ihm sammelt, der zerstreuet nicht! Wie ist das gemeint?

Nun — Jesus hat auch vor einem falschen Sammeln gewarnt: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln;“ ja er hat das falsche Sammeln für das allerschlimmste erklärt. Er nennt solche Men-

schen „Mammonsdienere“ und „Götzendiener“. So gewiß er gesagt hat: „Sammelt die übrigen Broden, auf daß nichts umkomme,“ so gewiß hielt er das selbstüchtige Sammeln von Schätzen für den bösen Feind selbst. Überall wo wir sammeln, nur um uns selber zu dienen, da stoßen wir die anderen ab, schädigen sie und zerstreuen sie. Mit ihm sollen wir sammeln! Was heißt das? Wie sammelte er denn? Wir haben einen Spruch von ihm an die Stadt Jerusalem, der lautet: „Jerusalem, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt unter ihre Flügel!“ Er sammelte persönlich, mit dem Gemüt und Herzen, und er sammelte, um zu schützen und zu behüten, damit das Lebendige wachse und gedeihe; denn das sagt das herrliche und tiefbewegende Bild von der Henne. So also sollen wir sammeln, wie Er gesammelt hat — mit dem ganzen Gemüt und allen Kräften, und damit alles Lebendige um uns, was des Lebens wert ist, wachse und gedeihe. Dazu bist du auf der Welt, daß du Gott bei seinem Schaffen und Erhalten durch dein Sammeln mithilfst. Und indem du sammelst, mußt du alles nach seinem letzten Zweck und seiner höchsten Bestimmung nehmen — bei deinen Mitmenschen also nach dem letzten Kern ihres Wesens: Du sollst sie behüten, schützen und fördern in bezug auf ihr wahres Sein, und helfen, daß sie freudige Menschen werden; denn das heißt „sammeln“; sonst hilfst du nur, daß sie sich zerstreuen und zerfallen.

Aber noch ein tiefes Geheimnis steckt in dem kurzen Spruch: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet.“ Wenn du andere sammeln willst, mußt du fort und fort dich selbst sammeln und dich selbst vor Zerstreung und Zerfall behüten. Sammle dich selbst, das ist die erste Lösung, damit du nicht stückweise an deinen eigenen Trieben und Leidenschaften und Süchten zerfällst und dich in „Zerstreuungen“ auflösest. Wie sammelt man sich aber selbst? — nicht durch Reflektieren und an sich selbst denken, auch nicht durch direkten inneren Kampf (er endet meistens mit Niederlagen), sondern indem du dich in Gott sammelst und deinem Nächsten zu dienen strebst. Das Ubrige laß Gott befohlen sein in dem freudigen Glauben, daß Er in dir am stärksten ist nicht bei Selbstquälereien, sondern wenn du es jeden Tag zuversichtlich mit Ihm und dem Nächsten versuchst!

Zum Sonntag vor Pfingsten.

Ev. Markus 12, 32—34: „Der Schriftgelehrte sprach zu Jesus: Meister, Du hast wahrlich recht geredet, denn es ist Ein Gott und ist kein anderer außer ihm, und denselben lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt, von ganzer Seele und von allen Kräften, und lieben seinen Nächsten als sich selbst, das ist mehr, denn Brandopfer und alle Opfer. Da aber Jesus sahe, daß er vernünftig antwortete, sprach er zu ihm: Du bist nicht ferne vom Reiche Gottes.“

In diesem Gespräch ist zweierlei wichtig. Erstlich: Jesus unterscheidet nicht nur, ob einer zum Reiche Gottes gehört oder nicht gehört, sondern auch, ob er ihm nahe oder ferne ist. Darauf sollen wir freudig achten und es uns gesagt sein lassen, wenn wir uns selbst beurteilen und noch mehr, wenn wir andere beurteilen. Wir sind leicht geneigt, ein „Entweder = Oder“ aufzurichten, und gerade auch engen „frommen“ Menschen liegt es leider sehr nahe, in diesem Sinne über ihren Nächsten zu urteilen. Aber noch näher liegt es uns selbst, wenn wir ernst gegen uns sind, Kleinmütig zu sein und uns zu sagen: In die Höhe, wo das Reich Gottes liegt, kommst du nicht mit deinen Schwächen und Leidenschaften; du bleibst für immer draußen und kannst höchstens in einer

guten Stunde sehnsüchtig hinaufblicken. Aber Jesus ist anderer Meinung und ruft uns das zu. Er kennt nicht nur das harte Entweder-Oder, sondern er weiß, daß die meisten Menschen, in einem Wachsen und Werden sind nach unten oder nach oben, und er unterscheidet die Stufen und spricht von „Nahesein“ und „Fernesein“, und er spricht ermunternd und aufrichtend zu dem werdenden: „Du bist nicht ferne vom Reiche Gottes.“ Ja, das ist ein tröstendes Wort — so tröstend, als wie wenn man einem sagt, der mit wunden Füßen durch Gestrüpp und Dornen oder auf heißem Sandwege geht: Siehe da, das Ziel ist nahe, und bald bist du dort. Wirklich, so spricht er zu uns, wenn wir nur auf der rechten Straße zur Heimat gehen, auch wenn wir uns oft niederlegen müssen und oft die Gedanken kommen, sie sei unerreichbar, und besser wäre es gewesen, wir wären bei den Fleischtöpfen Ägyptens geblieben und hätten diesen schweren Weg nie betreten. „Ich will dich trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ Auch die Mutter kann das Schwere und die Mühsal und die Selbstvorwürfe nicht fortschaffen, aber sie kann lindern, aufrichten und Mut machen: „Du bist nicht ferne vom Reiche Gottes.“

Das zweite aber ist — warum sagt Jesus in diesem Falle nur: „Du bist nicht ferne vom Reiche Gottes?“ Der Schriftgelehrte hatte sich doch zu dem Höchsten bekannt, nämlich zu dem, was Jesus selbst als die Summe alles Heiligen und Guten hingestellt hat — zur Gottes- und Nächstenliebe! Ich denke mir, Jesus hat aus den

Worten des Schriftgelehrten einen falschen Unterton herausgehört, nämlich aus jenen Worten: „Das ist mehr als Brandopfer und alle Opfer.“ Aber es ist nicht nur „mehr“, es ist alles, und wer die Gottes- und Nächstenliebe nicht für alles nimmt, der kennt sie noch nicht recht. Was haben wir denn anderes zu geben und was können wir denn anderes nehmen, was die Seele wahrhaft befriedet und was uns loslöst von uns selbst und von dem Dienst des eiteln und vergänglichen Wesens als reine, herzliche Liebe? In allen andern Dingen sind wir arm, haben nichts und können niemanden erfreuen und können auch selbst nicht zur Ruhe kommen; nur in der Liebe sind wir reich und können uns selbst und andere reich machen. Eben weil sie nicht das Ihre sucht, findet sie sich selbst, aber nicht mehr als Eigensucht, sondern zusammengeschlossen und zusammengeschmolzen mit dem, der die ewige Liebe selbst ist, und mit jedem, den wir wahrhaft lieben. Wohl kann man auch Aufklärung, Geist und wiederum wertvolle äußere Hilfe dem Nächsten bringen, aber Leben, das ihn erfüllt, wird daraus für ihn nicht quellen, wenn nicht Liebe dabei ist!

Der Apostel Paulus sagt, alles Gebet sei in der Bitte beschlossen: „Herr, stärke uns im Glauben!“ — aber dieser Glaube ist selbst nichts anderes als die herzliche Zuversicht, daß Gott die Liebe ist und daß wir diese Liebe erfahren, indem wir den Nächsten lieben, den wir sehen.

Zum Trinitatisfest.

2. Korinther 13, 13: „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes, und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, welche die kirchliche Theologie einst in einer dreihundertjährigen Arbeit ausgebildet hat, gehört nicht zum christlichen Gemeindeglauben; denn sie besteht aus zwei Bestandteilen, einem religiösen und einem philosophischen. Lehren aber, die nur zum Teil aus dem Glauben geflossen sind, sind für den Gemeindeglauben und für deinen und meinen Glauben unverbindlich; die Theologie mag zusehen, ob und inwieweit sie sie heute noch brauchen kann! Aber in dieser theologischen Lehre steckt doch andererseits der christliche Glaube, und zwar nicht nur ein Teil von ihm, sondern er selbst in seiner Ganzheit. Und der Spruch des Apostels Paulus, der oben steht, sagt uns, wie und warum der christliche Glaube eine Dreiheit bekennt.

Nicht mit Gott beginnt Paulus, sondern mit Christus, und nicht mit der Liebe, sondern mit der Gnade. Warum diese, auf den ersten Blick seltsame Reihenfolge? Weil der Apostel nicht eine Theorie darlegt, sondern aus einer Erfahrung spricht, und zwar nicht nur aus seiner eigenen, sondern der allgemeinen Christenerfahrung.

Was hatte die Juden und Heiden, die ihre alte Religion verlassen hatten und sich als neue Men-

schen empfanden, zu diesem neuen Zustande ge-
 bracht? Die Predigt von Christus! Welche Pre-
 digt von Christus? Paulus sagt es an einer an-
 deren Stelle. „Christus ist euch vor Augen gemalt
 worden.“ Nicht eine allgemeine und in dieser All-
 gemeinheit notwendig blasse und in der Luft
 schwebende Verkündigung der Liebe Gottes hatte
 diese Juden und Heiden ergriffen, sondern der
 gekreuzigte Jesus Christus mitsamt seiner Vor-
 geschichte, wie sie in seinen Worten und Taten
 liegt. Die Kombination zwischen beiden, seinem
 Leben und seinem Tode, hatte ein Bild von ihm
 ergeben, das aus dem Auge und Ohr seinen Weg
 in die Tiefe der Seele fand, dorthin, wo es nicht
 nur heimliche Gefühle, sondern auch heimliche Mei-
 nungen und heimliche ernste Urteile gibt, die im
 Unterbewußtsein schlafen und vom Bewußtsein
 am Erwachen verhindert werden, — in jene Tiefe
 der Seele, in der unsere eigentliche Anlage wie
 ein sich der Geburt entgegensehendes Wesen liegt.
 Wenn das Bild Christi dort hineinleuchtet, das ist
 seine Kraft! — dann gibt es eine neue Geburt,
 schmerzlich in Selbstverurteilung und befreiend
 von bösen Ketten, und das, was nun an die Sonne
 tritt und uns selbst zum Bewußtsein kommt, ist
 ein höheres Leben, erzeugt und getragen von der
 Gnade Christi; denn was sagt der so oft miß-
 brauchte Ausdruck „Gnade“ anderes, als daß uns
 ohne unser Verdienst etwas Herrliches, Bleiben-
 des und Befreiendes zuteil geworden ist?

Aus eben dieser Erfahrung stammt aber dann
 der weitere Schritt, daß wir das, was w i r erlebt

haben, ausgebreitet zu sehen vermögen über die ganze Welt, daß wir mit neuen Augen in sie hineinblicken und mit einem neuen Sinn hinter die bloße Erscheinung der Dinge schauen, und es uns auf einmal wie Schuppen von den Augen fällt — eine allmächtige Liebe regiert die Welt oder vielmehr: sie ist trotz allem bösen Willen und allem Unheil die stärkste Macht in der Welt, mit der im Bunde man über alles triumphieren kann. Und so fügen wir zur Gnade Jesu Christi in unserem Bekenntnis die Liebe Gottes hinzu; jene Gnade ist uns zu einem Spiegel und Unterpfand der allmächtigen Liebe geworden. Wir haben einen Vater! und die Welt ist kein undurchdringliches Gebilde von Zufällen, auch keine Maschine, von blinden und wüsten Kräften getrieben. Gnade und Liebe, Vaterliebe — wenn man nur das rechte Wort fände, es hinauszurufen in alle Welt, für alle Suchenden, Irrenden, sich selbst Anklagenden! Eben weil es Gnade und Vaterliebe ist, die uns umgibt, so gilt es nicht zu warten, zu zögern und zu zweifeln, bis man selbst besser geworden ist, sondern sich zunächst mutig und freudig und dankbar zuzurufen: So, wie ich bin, so will Gott mich nehmen; gerade so bin ich ihm recht, mit allen meinen Leidenschaften und Fehlern und täglichen großen und kleinen Schwächen. Er wird's schon machen, wenn ich ihm vertraue! Ich will und brauche mich nicht zu quälen; ich schaff's doch nicht! Aber ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und sagen: Lieber Vater — Dein Haus ist mir lieb und bei Dir will ich sein; aber sieh,

ich kann's mit meinen Kräften nicht, wie ich will; aber wenn Du mir Dein Haus und Deine Nähe immer lieber machst, dann will ich meine Füße für nichts achten, die noch im Sumpfe stecken, und Dir vertrauen, daß Du mächtig bist, auch sie noch herauszuziehen. Mein Herz ist schon bei Dir; denn Du hast es an Dich gezogen; nun schaffe auch, daß der ganze Mensch frei wird!

Das heißt Gnade und Liebe erfahren haben und auf sie trauen! Was aber hilft am mächtigsten dabei? Da stehen die Worte: „Die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch.“ Wie erfahren wir diese Gemeinschaft des Geistes? Auf mancherlei Weise; denn — das ist Gottes herrliches Wirken: „Der Geist wehet, wo und wie Er will.“ Wer vermag die Mittel und Wege aufzuzählen, mit denen er, sei es plötzlich, sei es allmählich, uns nahekommt? Wie benutzt er die Lebenserfahrungen, die der Einzelne macht und gewinnt ihn oft in der Tiefe des Herzens, während der Kopf und Sinn noch widerspenstig sind! Aber sein regelmässiges Wirken ist, daß er als Geist der Gemeinschaft wirkt, d. h. daß er uns in die Gemeinschaft eines anderen oder anderer führt und durch sie von uns Besitz nimmt. Alle Frömmigkeit und Religion sind ihrem Wesen nach individuell: „Gott und die Seele,“ „die Seele und ihr Gott“ — und doch kommt in der Regel dieses ganz individuelle Verhältnis dadurch zustande, daß ein schon bestehendes Verhältnis übertragen und nacherlebt wird. Wie ein Prophet den anderen salbt, so erweckt auch ein Gottesfreund den anderen, und aus

der herzlichen Liebe und dem Vertrauen zu ihm erwächst die Gottesliebe und die Selbständigkeit. Das ist ein merkwürdiger Gang, wie sich höheres Leben erzeugt, und doch ist es so: Erst heißt es: „Dein Gott ist mein Gott“ und dann „mein Gott ist dein Gott.“ Das ist die Gemeinschaft des Geistes, des heiligen Geistes, der neben und über dem Geiste der Welt mit uns sein kann und mit uns ist, und der immer zugleich die herzliche Liebe zu allen Kreaturen Gottes erzeugt und den Drang, sich selbst dahinten zu lassen und für die anderen da zu sein und zu leben. —

Sind das nun drei „Personen“, der Vater und Christus und der Geist, und ist Christus ein „Gott“? Welch nichtige und irreführende Fragen! Es gibt nur einen Gott, und Christus war ein Mensch wie wir, wenn wir auf seine Natur sehen, und er war versucht wie wir. Aber die Kraft Gottes kommt uns zur Erfahrung in dreifaltiger Weise: 1. geschichtlich, tatsächlich und durch die Jahrhunderte in seinem Wort fortwirkend in Jesus Christus, der als Erstgeborener unter vielen Brüdern das begründend und für alle war, was jeder von uns im kleinen Kreis für andere werden soll, 2. in der Vaterliebe Gottes, die wir immer mehr in unserm ganzen Leben und in der Welt empfinden können, und deren Mitarbeiter wir werden sollen, 3. in der Gemeinschaft des Geistes, der heute noch von Geist zu Geist, von Seele zu Seele überspringt, zündet, stärkt und eine unsichtbare Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe als köstlichsten Besitz schafft.

So glauben wir an den Sohn, den Vater und den Geist!

XX.

22. Juni 1917.

Jeremias 23, 28: „Ein Prophet, der Träume hat, der erzähle Träume, wer aber mein Wort hat, der predige mein Wort recht.“

Das ist eine großartige Weitherzigkeit im ersten Satz gegenüber dem Irrtum, und eine strenge Gewissenhaftigkeit gegenüber der Wahrheit im zweiten Satz!

Wenn es ernst im Lande wird, wenn Sorge und Not regieren und die Zukunft wie eine schwarze Wolke dräuend am Himmel steht, dann treten Propheten auf. Was sind Propheten? Nicht Wahrsager, sondern Zeichendeuter: durch einen inneren Drang fühlen sie sich getrieben, die Zeichen der Zeit zu deuten und dem Volke zu sagen, was kommen wird, und wie es sich deshalb verhalten soll. Aber zum echten Propheten gehört nicht nur ein scharfes Auge für die Ereignisse, sondern auch ein tiefer innerer Sinn, ja noch mehr: ein Hauch vom göttlichen Geiste — jene Genialität, die aus einem verborgenen Leben strömt. Auch die anderen sind Propheten; denn sie deuten die Zeit. Aber statt des göttlichen Geistes huschen Gespenster durch ihre Seelen; auch sie fühlen etwas Ungewöhnliches in sich und müssen es aussprechen und loswerden; aber es ist Irrtum, was sie verkündigen.

„Ein Prophet, der Träume hat, der erzähle Träume“; verbietet es ihm nicht! Er soll nur predigen! In schweren Zeiten, da die Weltgeschichte sich wendet und ein neues Geschick über die Völker hereinbricht, da muß alles ans Tageslicht. Die Berge tun sich gleichsam auf, und aus ihnen brechen die Nachtgeister und die ganze Schar schlimmer Dämonen hervor. Die Seelen werden schwanger vor Sorgen, Ausblicken, Zeichendeutungen; all das muß heraus und sich in dem Sturmwind bewähren oder in ihm untergehen, der über die Lande fährt. Ein Prophet, der Träume hat, der predige Träume! Gewiß — er verführt damit das Volk, aber in diesen Zeiten dauert die Verführung nicht lange, denn die Rechnung erfüllt sich bald: die Verführten verfallen in Verzweiflung und sinken dahin. So soll es kommen; denn es ist Gerichtstag!

„Wer aber mein Wort hat, der predige mein Wort recht“: der wahre Prophet braucht keine neuen Offenbarungen, keine Träume und keine Ekstasen, denn der Geist ergreift ihn durch das Wort Gottes, welches längst da ist und nur auf seine Verlebendigung in den Seelen harret. Was ist das für ein Wort Gottes? Nun schon der Prophet Micha hat es gewußt:

„Es ist dir gesagt, Mensch, was dir gut ist
und was dein Gott von dir fordert,
nämlich Gottes Wort halten,
und Liebe üben,
und demütig sein vor deinem Gott.“

Gottes Wort halten — d. h. in diesem Zusammenhang und überall nichts anderes als dich an Gott halten, einen Gott haben und wissen, wie er gegen dich gesinnt ist.

Also heißt „Gottes Wort recht predigen“ auch nichts anderes als predigen: „Halte dich an Gott, übe Liebe und sei demütig vor deinem Gott.“ Nur der Prophet predigt recht, der das den Einzelnen und den Völkern predigt. Es ist das einzige Rezept, welches Kraft und Gesundheit verbürgt wie für dich und mich, so für die Völker! Und daher — sei für dich selbst und für die anderen kein falscher Prophet! Laß deine Träume fahren, so berückend oder so bedrückend sie sein mögen, verstrick dich nicht in deine eigenen Gefühle und Gedanken, sondern halte dich an das, was fest wie der Bau des Himmels und objektiv über dir steht: Gottes Wort, Wille und Kraft. Berge und Hügel, auf die wir unsere Hoffnung gesetzt, können und werden fallen; aber glaube und folge dem wahren Propheten, der dir sagt, daß du selbst nicht fallen wirst, und daß Gott der Herr seine Menschheit auch durch Katastrophen zu seinem Ziele führt. Hüte dich aber, Gottes Wort falsch zu predigen. Falsch predigt es, wer ihm seinen Ernst und seinen Trost nimmt; denn beides gehört zusammen und keines ist ohne das andere.

Psaln 1, 2: „... Er hat Lust am Gesetze des Herrn.“

„Als besonders schwer, ja rätselhaft empfinde ich es, daß so oft aus dem Bewußtsein, das Rechte zu tun, keine Freudigkeit quillt, ja daß man es mit Bitterkeit der Seele tut und über den Schmerz eines harten Verzichtes dabei nicht hinwegkommt“, — so ungefähr schrieb mir neulich jemand in sicherer Selbstbeobachtung und schöner Aufrichtigkeit. Eine harte Erfahrung; aber welcher ernste Mensch hätte sie nicht gemacht? Wie ist sie zu deuten? Und vor allem — wie kann man über sie hinwegkommen? Liegt nicht ein quälender Widerspruch in ihr: das Rechte, d. h. das Gute soll und kann doch nichts anderes als eine Quelle der Kraft und Freude sein — wie wird es zu einer schweren Last, die man mit Kummer trägt? Ist es dann überhaupt noch das Rechte und Gute?

Um hier klar zu sehen, muß man allem zuvor unterscheiden: In dem, was wir so gewöhnlich „das Rechte tun“ nennen, fließen zwei ganz verschiedene Ströme zusammen. Mit Absicht sorgt eine falsche Erziehung und die sogenannte moralische Welt, d. h. die Gesellschaft dafür, daß sie nicht getrennt werden. Der eine Strom ist der des wahrhaft Guten, des höheren Lebens, der inneren höheren Selbstbehauptung und der freudigen Liebe zu Gott und dem Nächsten. Der andere Strom ist der Strom des in dem Teil der Gesellschaft, der wir angehören, herrschenden Sittenkodes und der Regeln, die zu beobachten sind, damit wir so-

wohl erträgliche als auch nützliche und fördernde Mitglieder dieser Gesellschaft sind. Diese Gesellschaft kümmert sich um jenen ersten Strom sehr wenig; soweit sie aber von ihm Notiz nimmt, betrachtet sie ihn einfach als zu dem zweiten gehörig und von ihm nicht unterschieden: „Das Rechte tun“ ist ihr eindeutig.

Aber die Ströme sind in Wahrheit himmelweit verschieden, und jeder freie und hochgemute Geist empfindet die Verschiedenheit Tag für Tag. Da er aber weiß, daß er nicht anders wirken kann, als indem er sich der Gesellschaft unterordnet, und da ihm sein höheres Selbstgefühl in der Regel verbietet, unaufrichtig sich in ihr zu bewegen, so sieht er sich gezwungen, das zu tun, was die Gesellschaft „das Rechte tun“ nennt. Daß ihm aber daraus Freude quellen soll — wie kann man das verlangen? Nein, umgekehrt: es bleibt dabei, daß hier viele Bitterkeiten, schwere Verzichtes und kummervolle Einbußen entstehen. Zwar über die kleinen Einbußen vermag man mit gutem Humor hinwegzukommen; aber es gibt hier große, sehr große; es gibt hier Wunden, die nicht vernarben wollen, und Opfer, die Tag um Tag gebracht werden müssen — gebracht jener „Gesellschaft“, die bis zu einer gewissen Grenze völlig laß, aber von dieser Grenze an unerbittlich=unbarmherzig und im höheren Sinn überhaupt nicht sittlich ist. Und dennoch, dennoch — die Opfer müssen gebracht werden; denn eben diese so mangelhafte Gesellschaft mit ihren mangelhaften Regeln des „Rechtens“ ist doch andererseits die einzige Burg

gegen die Anläufe der Brutalität, der Leidenschaf-
ten, des rohen Egoismus usw., die sofort eine
allgemeine Verwahrlosung und Auflösung über
die Menschheit bringen würden, wenn jene „Burg“
nicht mehr da wäre. Daher muß sich der tiefe und
hochgemute, freie Mensch dieser „Schutz- und
Erziehungsanstalt“, die er selbst nicht nötig hat,
in Verzichten und Entsagungen unterordnen und
Regeln befolgen, die er selbst nicht braucht, ja die
ihn hemmen. Diese Verpflichtung hat nur eine
Grenze: Der Mensch darf dabei nicht Schaden
nehmen an seiner Seele, d. h. wenn er sich selbst
verschlechtert sieht durch den Gehorsam gegen dieses
„Recht tun“, oder wenn sein Gewissen sich da-
gegen sträubt, oder wenn eine höhere Verpflich-
tung von Mensch zu Mensch gebietet, so muß er
den Gehorsam versagen und das tun, was die
Gesellschaft „unsittlich“ und „das Unrechte“ nennt.
Das werden immerhin seltene Fälle sein; daher
bleibt die Frage: Wie kommt man über die Bitter-
keiten und den Verdruß und die Kummernis hin-
weg, die so oft die Folgen oder die Begleiterschei-
nungen dieses „Rechtuns“ sind? Nun ganz wohl
niemals; aber auch hier gilt, daß zwei Mächte
in Verschwisterung nahezu allmächtig sind: Er-
kenntnis und Liebe. Es bleibt nichts übrig: man
muß diese „Gesellschaft“, so mangelhaft sie ist,
lieben; man muß mit klarem Geist erkennen, wie
die Dinge mit ihr und bei ihr liegen, und muß
sie dann noch einmal lieben. Man muß sich sagen:
Gewiß, du stehst über ihr, aber du stehst auch in
ihr und — sie ist doch aus Menschen zusammen-

gesetzt, die alle eine Seele haben, und sie soll vorwärtskommen und soll nicht zerfallen. Nur die Liebe kann Opfer bringen, nur die Liebe kann Bitternisse überwinden. Also rette dich vor dem Kummer, den dir diese Gesellschaft mit ihren Anforderungen an dich und ihrem „Recht tun“ bereitet, dadurch, daß du auch sie liebst. Freude an ihrem Gesetz kannst du an sich nicht finden, wohl aber wenn dieses Gesetz langsam besser wird! Dazu hilf mit! Das soll deine Rache und dein Trost sein!

Der Spruch: „Er hat Lust am Gesetze des Herrn,“ hat mit diesen Gesetzen der Gesellschaft und mit diesem „Recht tun“ nichts gemeinsam. Lust und Freude können hier nicht entstehen, oder doch nur am Fortschritt der gesellschaftlichen Sittenregeln; denn nur in diesem steckt Gottes Gesetz. Aber auch das kannst du dir sagen: Du bringst in Freiheit Opfer, damit die Gesellschaft (d. h. andere) gehalten wird und nicht tiefer gleitet; denn was du ohne Schaden tun könntest, weil deine Freiheit und dein Gewissen es erlauben (und du die Grenze einzuhalten weißt), das können sich andere nicht erlauben, ohne zu verwahrlosen. Du handelst also stellvertretend wie jene wackeren Männer, die nur deshalb selbst keinen Alkohol trinken, um den Trinkern den Alkohol abzugewöhnen. Das heißt: „Einer trage des anderen Last!“ —

Aber nun das zweite: Ist wirklich auch das Tun des wahrhaft Guten öfters statt von Freude vielmehr von Bitterkeit und schmerzlichem Entsagen

begleitet? Und wenn dem so ist, wie kann und darf das sein?

Der Apostel Paulus gibt uns darauf eine Antwort. Gewiß, im Hinblick auf die obenstehende Stelle aus Psalm 1 erkennt er (Römer 7, 22): „Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz...“ Also zur Freude ist es ihm geworden, und seine Seele lebt mit frohem Aufschwung in ihm. Natürlich meint er nicht das Gesetz Moses oder die zehn Gebote als Gebote, sondern das „Gesetz“ Gottes ist ihm jenes Gesetz, nach welchem die Seele wächst und in Liebe zu Gott und dem Nächsten zur Freiheit kommt. Und wer hätte solche Freude nicht auch erfahren, wenn er sich von diesem Gesetze ergriffen fühlte! Du und ich haben's erfahren. Da fühlen wir uns stark und kindlich froh zugleich — unter uns die Erde und der Staub, über uns und mit uns der Himmel! Empfundene Ewigkeit mitten in der Zeit! Alles bloß Irdische und Sinnliche, Egoistische und Kleinliche hat Stachel und Reiz verloren, oder vielmehr: sie sind restlos aufgegangen und verklärt in eine innere starke Zuversicht, Freude und Frieden. Das heißt: „Lust an Gottes Gesetz haben.“

Aber der Apostel fügt hinzu: „nach dem inwendigen Menschen,“ und er fährt fort: „Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes.“ Große,

tiefe Seelen empfinden alles, Gutes und Böses, Freude und Schmerz mit doppelter Gewalt. So bricht auch bei Paulus, bei Augustin, bei Luther jede Empfindung und zumal jede Spannungsempfindung und jeder innere Seelenwiderspruch mit doppelter Kraft und Wirkung hervor. Und so bekennt hier Paulus unumwunden und mit erschütternder Aufrichtigkeit: Es ist nicht alles, was in mir lebt, es ist nicht mein ganzes Ich an dieser Freude am Gesetz des Herrn beteiligt. Es bleibt ein Rest, der sich ihr entzieht oder wenigstens: es taucht gar bald neben dem Hochgefühl des inwendigen Menschen ein anderes Gefühl in mir auf, nimmt meinen Sinn gefangen und durchkreuzt jene Freude. Er nennt es „das Gesetz in meinen Gliedern“ oder einfach „die Sünde“. Was meint er damit? Manche Ausleger meinen, er denke hier nur an die Anläufe der Geschlechtlichkeit, aber sie sind im Irrtum. Sie meint er allerdings auch mit, sofern sie die Seele niederhalten, aber er denkt keineswegs nur an sie. Unter dem „Gesetz in den Gliedern“ oder der „Sünde“ versteht er vielmehr alles, was uns eigensüchtig an unser vergängliches „Ich“ und unser leibliches Dasein so bindet, daß es uns der Mittelpunkt ist und wir Gott und den Nächsten und die ganze Welt darüber aufs Spiel setzen. Sofern uns nun das Gesetz Gottes in ein anderes Dasein führen will und führt, gesteht der Apostel ein, daß, solange wir in diesem Leibe stecken, die Sache nicht restlos aufgeht, sondern Kampf, Verzicht, Unterliegen usw. nicht fehlen und niemals fehlen werden. Er schaut darum nach

der Zeit aus, wo er vom Leibe erlöst sein wird, und wer von uns schaute nicht in derselben Empfindung und demselben schmerzlichen Bewußtsein manchmal in heißer Sehnsucht danach aus! Hierher gehört Goethes Lied: „So laßt mich scheinen . . .“ Aber an diesem Punkte hat es Luther sogar besser gewußt als der Apostel Paulus; denn er verweist uns nicht erst auf die Erlösung vom Leibe, sondern er sagt uns: Gewiß — es ist so: eine vollkommene Freude an dem Guten und an dem Göttlichen ist auf Erden nicht möglich, und deshalb wirst du nicht nur Bitterkeit haben und Verzichte leisten müssen, sondern du wirst auch oft genug fallen und dir Vorwürfe machen müssen; aber wenn dein inwendiger Mensch „Lust hat am Gesetz des Herrn“, und wenn deine Seele oben leben will und nicht unten, dann laß dich nichts anfechten, weder deine bitteren Verzichte, noch dein Zurückbleiben und deine Schuld, so oft sie kommen mag — Gott hat dich an seiner Hand, das glaube mit fester Zuversicht, und er wird dir fort und fort alles Bittere leichter und jeden Verzicht erträglicher machen und dich trotz deines Zurückbleibens und Fallens niemals verlassen. Er herrscht für dich inmitten deiner Feinde und du wirst nicht sterben, sondern selig leben. Amen.

Psalms 126, 5—6: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“



Diese Worte sind der Schluß des Psalmes, der also beginnt: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, werden wir sein wie die Träumenden“ — ein Psalm mitten in der schweren Gefangenschaft des jüdischen Volkes in Babylon gedichtet, und doch voll sicherer Hoffnung der Erlösung; ja, der Verfasser spricht in einem Verse so, als sei bereits die Erlösung da, so fest ist seine Zuversicht („der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich!“) Die so oft in allen Jahrhunderten von Predigern und Dichtern wiederholte Formel: „Tränensaat, Freudenernte“, hat an diesen Zeilen ihre Quelle, und die Seligpreisung Jesu: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden,“ hängt eng mit unserem Verse zusammen. Die Erlösung aus der babylonischen Gefangenschaft ist zum Symbol geworden für die innere Erlösung.

Aber ich will in dieser Betrachtung zunächst nicht auf „Tränensaat und Freudenernte“ eingehen und daher auch nicht fragen, was das für Tränen sind, denen die Freude sicher folgen wird — denn wie viele Tränen bringen keine Freudenernte! — sondern wir wollen unsere Aufmerksamkeit auf etwas anderes richten, was der Vers uns nahe-

legt; dann soll am Schluß auch jenes zu seinem Rechte kommen.

„Sie tragen edlen Samen“: Was kann man Schöneres und Hoffnungsvolleres von einem Menschen aussagen, als „er trägt edlen Samen“. Man denkt dabei nicht nur an reiche und gute Anlagen, sondern es liegt noch mehr darin: diese Anlagen sind triebkräftig: sie werden sich entfalten. Und nicht nur gut und triebkräftig sind sie — sie sind auch edel. Was heißt „edel“? Es ist vielleicht das vornehmste Beiwort, welches unsere Sprache besitzt: ein edler Mensch ist ein Mensch, der sich mit innerer Würde über den ganzen Bereich des gewöhnlichen Lebens erhebt und sich dabei die Wertschätzung und Zuneigung der andern wie durch einen sympathischen Zwang erwirbt; denn es gehört zum Wesen des Edlen, daß es nicht abstößt, sondern anzieht. Ein edler Mensch braucht sonst keine Tugenden mehr; denn sie sind alle in dem einen Wort beschlossen.

Aber in unserem Vers ist nicht von edlen Menschen die Rede, sondern von solchen, die edlen Samen tragen. Das ist ein großer Unterschied! Wird dieser edle Samen zum Wachstum kommen? Innere und äußere Bedingungen gehören dazu, und wie oft fehlen sie! Äußere Bedingungen — wie viele Knaben und Mädchen haben wir schon kennen gelernt; es war edler Same in ihnen, aber das Leben, wie es ihnen wurde, ließ diesen Samen verkümmern, und es wurde nichts oder nur wenig aus ihnen. Der eine hat seinen Beruf verfehlt und der andere kommt in eine unglückliche

Ehe; der eine kam unter wirtschaftliche Sorgen, die nichts Edles mehr aufkommen ließen, und den anderen warf das Leben in ein Treiben, in welchem er nie zur Besinnung kam; der eine war auf Liebe und Wärme angelegt und verkümmerte, weil sie ihm nicht wurden, und dem anderen wurde der Lebensfaden abgeschnitten, als er eben die Flügel zu regen begann. Innere Bedingungen — da erinnern wir uns an das Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld, an den harten Fels unter einer dünnen Schicht guter Erde und an den guten Boden, der aber auch gut ist für Dornen und Disteln und Unkraut aller Art, die den edlen Samen ersticken. Kaltsinn und harte Selbstsucht einerseits, Leidenschaften und Lüste andererseits: der edle Samen stirbt ab. Alles ist Same und alles ist Frucht, sagt wohl ein tiefes Wort; aber im höheren Leben bringt nicht alles, was Same ist, auch Frucht. Nicht nur kann hier der Same fruchtlos absterben, sondern auch etwas Tragisches kann sich hier noch ereignen: „Verkümmerung!“ Der edle Same bleibt, aber es wird nichts aus ihm; mit Mühe und Not, mit heroischer und darum mit rührender Sorgfalt wird er festgehalten, aber das Ganze der Persönlichkeit stimmt nicht zu dem Samen: Durch das Leben oder auch durch innere verdampfende Kämpfe gleichsam versteinerte Menschen! Nur noch an einer verborgenen Stelle ist ein glimmender Docht oder pulsiert noch ein schwaches und mürbe gewordenes Herz!

„Und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“ Wer sind diese? Die Erlösten; denn also

beginnt unser Vers: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird.“ Erlöste Menschen sind die Menschen, die Gott herausgeführt hat aus dem Diensthause des vergänglichen Wesens und denen er die Zuversicht gegeben hat, daß sie zu Ihm gehören und Er zu ihnen. Er hat sie herausgeführt — sie wissen nicht wie — aus der Not der Sünde und des Gesetzes und ihr Herz in seine Hand genommen: „Fürchte dich nicht; ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen: du bist mein.“ Und von ihnen nun sagt der Psalmist jubelnd, daß sie nicht nur eine Frucht bringen, sondern Garben. Sie bringen ihre Garben — sie selbst merken von den Garben nichts, außer daß ein Freudegefühl sie durchströmt, aber Gott und die anderen sehen die Garben, die sie bringen. Sie selbst blühen, wachsen, reifen und spüren sich doch selbst nur wie anfangende fröhliche Kinder; aber die anderen ernten schon von ihnen.

Tränenfaat — Freudenernte: ohne den Schmerz innerer Not kommt es zu keiner Freude im höheren Leben, und noch niemand ist einfach durch ruhige Bildung zu diesem Leben gelangt. Immer muß an einer entscheidenden Stelle ein Opfer bis zum letzten Punkt gebracht werden; aber das hat nichts mit Bußquälereien zu tun; denn es geht nicht dem Erlebnis: Ich gehöre zu Gott und Gott zu mir, vorher — als sollte man es sich selber durch Sorgen und Grämen schaffen —, sondern es quillt aus dem Erlebnis und wird zum festen, freudigen Willensentschluß. Freudig, trotz des Schmerzes,

der dabei nicht fehlen kann. Denn wer nicht erfahren hat, daß es etwas Starres, Freudiges, Seliges gibt, das sich als solches behauptet, obgleich Schmerzen es begleiten, der steckt noch in der Vorstufe und der wirkliche Anfang steht ihm noch bevor.

XXIII.

5. August 1917.

Römer 8, 15: „Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermals fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!“

Eigentlich gibt es nur ein einziges Gefühl des Unglücks und der Unseligkeit — das ist die Furcht; denn wenn man genau zusieht, steckt es hinter jedem Leid und jedem Schmerz. Und so mannigfaltig die Furcht sein kann und ist — Furcht vor Verlusten, Furcht vor bösen Folgen, Furcht vor der Ode und Einsamkeit, Furcht vor der Zukunft, Furcht vor dem Tode usw. — es ist doch zuletzt ein und dieselbe Furcht, nämlich die Furcht vor der äußeren oder inneren Zerstörung des Lebens. So kann man sagen: das eigentliche Übel des Lebens ist die Furcht; würden wir schlechterdings nichts fürchten, so wären wir von dem Augenblicke an selige Menschen, denn das gesicherte Gefühl der Lebensgewißheit würde ungehemmt über alle Hemmungen des Lebens triumphieren.

Ob ein Mensch mehr oder weniger glücklich ist, das entscheidet sich lediglich daran, ob er mehr oder weniger Furcht hat. Daher auch: ob ein Mensch anderen Menschen mehr oder weniger Lebenserhebung, Freude und Trost bringen kann, das hängt lediglich davon ab, wie frei er selbst von Furcht ist. Die tapferen und zuversichtlichen Menschen, sie allein sind die wahren Helfer und Tröster.

So sieht es auch das Evangelium an. „Fürchtet euch nicht“ — das ist fast überall die erste Botschaft, welche die evangelischen Boten bringen, mögen es nun Apostel oder Engel oder der Herr Jesus selbst sein. Sie setzen voraus, und sie haben darin Recht, daß jeder Mensch in einem Leben der Furcht von Natur lebt oder doch jeden Augenblick in ein solches Leben gleiten kann. Besonders deutlich aber ist es dem Apostel Paulus geworden, und nach ihm Augustin und Luther, daß es sich mit allen Menschen so verhält und daß dieser Zustand eine schwere Knechtschaft bedeutet. In der That: Knechtschaft, das ist hier das rechte Wort; denn kann es etwas Ärgeres geben als dies, jeden Augenblick um sein Glück und sein Leben fürchten und zittern zu müssen? Es ist ja wie bei einem im Gefängnis Sitzenden und zum Tode Verurteilten, der täglich zittern muß, wann das Gefürchtete eintreten wird, und der deshalb eigentlich schon nicht mehr lebt; denn was ist das für ein Leben, dessen Vernichtung jeden Augenblick droht?

Da aber sagt uns nun das Evangelium durch den Mund des Apostels Paulus: „Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch

abermals fürchten müßtet.“ Indem er uns das sagt, erinnert er uns daran, was wir als Christen wissen, aber so leicht vergessen oder es uns nicht zur Wahrheit machen. Wie kommt das, daß wir das vergessen können? Kann denn ein Sklave jemals das Wort seines Herrn vergessen, das ihn frei gemacht hat? Er kann es nicht; wir aber können es und vergessen es! Wie geht das zu? Weil wir immer noch mehr auf das Sichtbare schauen als auf das Unsichtbare, auf die Natur und die Zeit statt auf die Ewigkeit, auf unsere Gefühle statt auf das einzige Gefühl, welches göttlich und menschlich zugleich ist und nimmer aufhört — die Liebe.

„Ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: „Abba, lieber Vater!“ Ihr habt ihn empfangen; er ist bei euch; also braucht ihn und setzt euer Leben in diese warme Sonne. Ihr werdet ihn nicht erst empfangen; er ist da! Er ist auch da, wenn ihr verzagt und kleinmütig seid; er läßt euch nicht, und wenn ihr euch nur nicht gegen ihn verschließt, so werdet ihr diesen Vatergeist der Liebe, der alles hebt und trägt, gleich wieder spüren; denn er ist mächtig, sich durchzusetzen gegenüber Schmerz, Sünde, Not, Verlust und Tod. Es antwortet in euch etwas diesem Geiste Gottes, denn er hat euch auf ihn hin geschaffen.

Und mit klaren Worten sagt es ein anderer Apostel, daß dieser Vatergeist der Liebe alle Furcht bezwingt und austreibt: „Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus.“ Hier darf man wirklich sagen: So steht

es geschrieben, und darum gilt's; denn hinter diesem Wort liegt wirkliche Erfahrung. Die Zuversicht dazu, daß Gott als Vater im Regimente sitzt und uns zugleich von seiner Liebe mitteilt, also daß wir uns als Gottes Kinder wissen — diese Zuversicht treibt wirklich alle Furcht aus. Was kann uns denn begegnen, wenn wir unter Gottes Schirm sitzen, und was kann uns die Zeit Böses bringen, wenn uns im Bunde mit Gott die Ewigkeit gehört — uns und unsern Lieben!

Gewiß — ein Doppeltes bleibt hier: Erstlich der natürliche Schmerz, wenn unserm Auge und Ohr die Lieben entrissen werden, die einen Teil unseres Lebens bildeten. Dieser natürliche Schmerz hat sein Recht — weinte doch Jesus über den Tod des Lazarus — aber er kann da sein und doch zugleich aufgehoben sein in seiner Bitterkeit durch die Gewißheit der Vatergüte des lebendigen Gottes. Und zweitens: es bleibt die Sorge, ja auch die Furcht, daß wir selbst unser höheres Leben uns zerstören können durch Sünde und Schuld („Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten,“ sagt Jesus, und blickt dabei auf eine Furcht vor dem Seelentode). Aber auch diese Furcht soll und darf nicht schreckhaft werden; denn über ihr stehen die Worte: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden“ und: „Gott ist größer als unser Herz.“ Also: Furchtlos und treu, das sei unsere Losung. So furchtlos wie die Kinder an der Hand der Mutter, und treu dem Gott, den wir durch Jesum Christum als unsern Vater kennen.

Jesajas 43, 1—5: „Und nun spricht der Herr, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel: Fürchte dich nicht; denn Ich habe dich erlöst; Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist Mein. Denn so du durchs Wasser gehst, will Ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen und die Flamme soll dich nicht versengen; denn Ich bin der Herr dein Gott, der Heilige in Israel, dein Heiland.“

Wie ein Gottespruch, unmittelbar vom Himmel heruntergesprochen ins Herz, klingt dieses Wort, und doch hat es ein Mensch gesprochen; aber ein Mensch, der nicht nur mit Gott im Bunde war, sondern dessen Brust auch von der Gewißheit erfüllt war, so im Namen Gottes sprechen zu dürfen und zu müssen. Fragt man: „Gibt es einen Gott?“ — und auch der Gefestigste hat Stunden, wo er so fragt, — so soll man nicht Klügeleien machen, als könne man die Antwort der Natur abzwängen, sondern soll auf einen Spruch wie diesen verweisen und auf die Männer, die so gesprochen haben. Da muß jeder fühlen, dem auch nur ein Funke höheren Lebens im Herzen wohnt — das ist kein Zauberspruch, kein abergläubisches Gerede und kein seltsamer Wahn, und der, der so gesprochen hat, war kein Wahnsinniger und kein aufgeregter Phantast, auch kein schlauer Priester, der mit einem erträumten Wesen be-

glücken oder Geschäfte machen wollte; sondern hier redet einer, der das innerlich genau so stark und befreiend erfahren hat, wie er es sagt. Da muß also eine Realität zugrunde liegen, die nicht von dieser Welt ist und doch ist; denn wie käme sonst etwas dergleichen in ein menschliches Herz? Und wie soll diese Realität sich anders kundgeben können, als eben durch den Geist und das Wort eines Menschen, da sie sich sonst nicht zu offenbaren vermag, eben weil sie nicht ein Teil der Welt ist?

Das ist das erste an diesem herrlichen Spruch, daß uns an ihm so, wie er ist und unser Herz trifft, die Wirklichkeit Gottes versichert wird.

Aber was ist das für ein Gott, den dieser Prophet erfahren hat, dessen Stimme über 2500 Jahre bis zu uns dringt? Gott, dein Erlöser ist es! Das ist das zweite. Eindringenderes und herzlieberes kann man in menschlicher Rede nicht sagen als: „Fürchte dich nicht; Ich habe dich erlöst; Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist Mein.“ Alles Uble, was einen Menschen treffen kann, trifft ihn in der Gestalt von Furcht oder von Sorge; aber die Sorge ist selbst nichts anderes als eine Art von Furcht. Wenn nun Gott, der Himmel und Erde regiert, seinem Propheten die Botschaft auf die Lippen legt: „Fürchte dich nicht,“ und diese Botschaft allen verkünden läßt, so müßte eigentlich aller Schmerz und alle Trauer und alle Sorge für immer bei uns auf Erden verbannt sein. Fürchte dich nicht — weder vor deinem Geschick, noch vor den Menschen, noch vor dir selber! Das sind die drei großen Bes-

fürchtungen! Wen hätten sie nicht schon ergriffen und wer darf sagen, daß sie ihn nicht mehr packen könnten. Alle drei können zentnerschwer werden, ja den Menschen zermalmen. Die Furcht vor dem Geschick, wenn einen etwas Ehernes getroffen und ein schwerer Verlust niedergeworfen hat, kann schrecklich sein; aber doch ist sie nicht die schlimmste. Viel schlimmer noch kann ein Herz zerrissen oder ausgehöhlt werden durch die Furcht vor den Menschen auf Grund entsetzlicher Enttäuschungen. Was ist ein Verlust durch den Tod gegenüber einem Verlust durch Enttäuschung, Herzensirrtum oder Bosheit? Wieviel schwerer heilen solche Wunden! Wie viel wertloser erscheint das Leben dem Enttäuschten als dem Beraubten. Wie gerne tauschte er mit ihm! Aber auch diese Furcht ist noch nicht die schlimmste; die schlimmste ist, wenn man fürchten muß, sich selbst zu verlieren, innere Ehre vor sich selber, Halt und Menschenwürde einzubüßen und in irgendeinen der vielen Abgründe zu versinken, die um uns liegen und eigentlich zusammen nur einen Abgrund bilden — die traurige Stätte, wo sich die abgelebten, wertlosen und welken Blätter zusammenfinden. Und in jedem Menschen leben gleißende und doch verneinende Kräfte, Leidenschaften und dunkle Stimmen — in dem einen diese, in dem anderen jene — die ihn verlocken, zerstören und innerlich töten können, und langsam töten: er merkt's erst, wenn's zu spät ist und er keinen Widerstand mehr zu leisten vermag.

„Fürchte dich nicht!“ — so ist uns hier gesagt —:

„Ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen.“ Der „Name“ ist nach durchgehender hebräisch-biblischer Anschauung und Sprachübung das, was das wahre Wesen ausdrückt und enthält. Heißt es hier: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen,“ so heißt das nicht nur: Ich bin jedem Einzelnen nahe, weil ich ihn kenne und ihn rufe, wie die Mutter das Kind ruft, sondern es heißt auch: Ich kenne dich, wie du angelegt bist, wie du sein sollst, und eben so liebe und schätze ich dich! So ist dieser Text auch ein rechter Geburtstagstext, denn er nimmt jeden besonders aus den Millionen von Menschen und sagt ihm: Ich kenne dich, denn Ich habe dich geschaffen und gemacht; Ich will dich zu dem führen, was du sein sollst; du bist Mein.

Aber als ob es damit an Trost und Freude noch nicht genug wäre, versichert dieser Gottespruch uns noch und jedem einzelnen von uns, daß Gott Wunder an uns tun wolle; denn das besagen die Worte: „So du durchs Wasser gehst, will Ich bei dir sein, daß die Ströme dich nicht sollen ersäufen,“ und „So du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen.“ Hier muß man wohl aufmerken — der Spruch sagt nicht: Ich werde die Wasser und das Feuer beschwören, daß sie nicht an dich herankommen,“ sondern er sagt: „Ich werde dich in den Strömen und im Feuer schützen und bewahren.“ Wir dürfen nicht von Gott verlangen, daß er uns vor allen inneren und äußerlichen Fährlichkeiten und Versuchungen schützt — denn wir sind mit einer lebendigen Seele in eine Welt des Todes ge-

stellt, und wir sind Kinder Gottes und der Natur zugleich; aber wir dürfen fest darauf vertrauen, daß seine Hand, an der Er uns hält, stärker ist als alle Versuchungen und Sährlichkeiten. Das heißt: „Ich bin der Herr, dein Gott, der Heilige in Israel, dein Heiland.“ Der Heilige und dein Heiland zugleich: darin liegt's beschlossen, wie er uns helfen will und wie er uns erlöst — indem er uns sich selbst und das Gute und Heilige teurer und lieber macht als alle Güter der Natur. Kann das wirklich ein Mensch erleben? Ich weiß nicht, ob es je einer so erlebt hat, daß nun sein ganzes Sein und Leben lückenlos und restlos von diesem Erlebnis ausgefüllt war; aber das weiß ich, daß er es so erleben kann, daß ihn das Erlebnis nicht mehr losläßt und er nun, trotz alles Strauchelns und Fallens ein festes Ziel hat, nach dem sich seine Seele streckt und welches er nicht mehr verlieren kann. Auch das schon ist Erlösung; denn auch hier gilt der Spruch: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!“ Er lautet hier aber so: Ich will, Herr, hilf meinem Nicht-Wollen. Solcher Herzensstellung gilt das Wort: „Fürchte dich nicht; Ich habe dich erlöst; Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist Mein!“ In der Zuversicht auf dieses Wort soll die Seele täglich den Geburtstag ihres neuen Lebens feiern. Nicht auf ihre Fortschritte oder Rückschritte soll sie schauen, sondern auf den Gott, der ihr Erlöser und Vater ist.

Ev. Matth. 13, 44—46: „Abermal ist gleich das Himmelreich einem verborgenen Schatz im Acker, welchen ein Mensch fand und verbarg ihn, und ging hin voll Freuden über denselben, und verkaufte Alles, was er hatte, und kaufte den Acker. Abermal ist gleich das Himmelreich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte. Und da er Eine löstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte und kaufte dieselbe.“

Wer diese beiden eng zusammenhängenden Gleichnisse richtig verstehen will, muß sich vor Kleinlicher Ausdeutung hüten; denn sonst verfehlt er die Absicht Jesu. Man darf nicht fragen, was bedeutet der Acker, was bedeutet der Kaufmann, noch weniger: Durfte der Finder über seinen Fund schweigen, war er nicht unehrlich, usw.? An das alles hat Jesu nicht im entferntesten gedacht. Nur zwei Gedanken wollte er durch die beiden Gleichnisse der Seele tief einprägen: 1. Es gibt einen über alles wertvollen Schatz für die Menschen. 2. Man setzt sich nur dann in seinen Besitz, wenn man alles für ihn hingibt. Indem beide Gleichnisse dies sagen wollen, unterscheiden sie sich allerdings durch einen Zug bedeutsam: Das erste Gleichnis sagt, daß der Schatz ungesucht und unverhofft dem Menschen werden kann, und das zweite sagt, daß er auch durch Suchen gefunden wird.

1.

Es gibt einen über alles wertvollen Schatz für den Menschen — ist das wahr? Vieles in uns scheint sich gegen diese Behauptung aufzulehnen. Stehen wir nicht mit unfrem Leben auf verschiedenen Linien? bestehen wir nicht aus Seele und Leib, aus Geist, Empfindung und Wille? Strebt diese unsere Anlage nicht überall nach Befriedigung? Kann die Befriedigung auf einer Linie die Befriedigung auf anderen Linien ersetzen? Gibt es nicht auf jeder ein höchstes Gut? Kann der, der mit heißem Bemühen nach Erkenntnis und Wahrheit strebt und sie nicht findet, dadurch befriedigt werden, daß man ihm etwas ganz anderes als Speise darreicht? Kann der, der sich von den Menschen und dem Leben enttäuscht sieht, weil er nach Liebe begehrt und sie nicht findet, durch Kunstgenüsse beruhigt werden? Vielleicht einen Augenblick, eine kurze Zeit; aber für immer? Wie soll es also etwas geben, was über alles wertvoll ist: Den Schatz im Acker, die Eine köstliche Perle? Und doch ist Jesus der Meinung, daß dem so ist, und er nennt auch diesen Schatz und sagt, „das Himmelreich“ sei er.

Aber damit scheint uns nur ein neues Rätsel gegeben zu sein. Allein für die, welche Jesu Sprache kennen, ist es kein Rätsel. „Himmelreich“, das ist für Jesus die Herrschaft des lebendigen Gottes als des Vaters im Herzen, also daß wir fühlen, wir gehören zu Ihm und Er zu uns, und daß wir mit festem Zutrauen auf Ihn schauen als die persönlichste Kraft, die ins Herz

greift und uns nicht läßt. In einer Fülle von Gleichnissen und Sprüchen hat er uns gesagt: Traue auf Gott, den Vater, und du kannst fröhlich sprechen: „Dein Wille geschehe!“ Und er selbst hat es bewährt, daß dieser Schatz kräftiger ist als Tod und Teufel und das Herz nicht nur ergeben, sondern auch freudig macht, wie es hier im Gleichnis heißt: „Er ging hin voll Freuden.“ Und er hat es weiter auch bewährt, daß dieser Schatz für andere Güter eintreten und sie ersetzen kann, die man entbehren oder preisgeben muß. Er hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte; er war verfolgt und verachtet, und er blieb freudig. Und so sehen wir es auch bei Paulus, bei Luther und im Kleineren bei vielen Menschen, die sich als Gottes Kinder wissen.

2.

„Er verkaufte alles“ — das ist eine harte Bedingung! Aber ist sie wirklich so hart? Sie wäre bis zum Unerträglichen hart, wenn es gälte, ein Gesetz zu erfüllen oder nur ein Sittengesetz durch den Verkauf einzutauschen, dem man sich unterwirft. Aber darum handelt es sich, Gott sei Dank, nicht! Um ein Gut handelt es sich. Verkaufen, verzichten, Opfer bringen kann man überhaupt nur um Güter willen; wer es anders sagt, sagt etwas Falsches und Unmögliches. Mit Freuden ging der Mann hin, weil er wußte, daß er ein Gut empfing, und solange wir nicht mit Freuden verzichten und verkaufen können, ist alles wertlos; denn wir haben noch nicht gefunden. Da sollen wir lieber

die Finger vom Verkauf lassen und suchen und warten, bis uns das Gut zuteil wird, statt daß wir uns täuschen und quälen. Erst wenn du mit Freuden alles verkaufen kannst — das ist die Meinung Jesu, ist der Schatz dein. Was soll denn verkauft werden? Nun wirklich alles — daran ist nicht zu rütteln und nichts abzuziehen, d. h. nichts darf dir teurer sein als dein Bund mit dem starken und barmherzigen Gott, und du mußt alles für ihn hingeben können. Es wird nicht immer gefordert; aber es darf nicht mehr in dem Sinne dein Eigentum sein, daß du darüber unfreudig wirst und zerbrichst, wenn du es hingeben mußt. „Darf“, „darf“ — Gott sei Dank! das ist im Grunde eine falsche Rede! Das Gut selbst hilft ja dazu, daß du hingibst und verkaufst! Es wächst dir ja in die Seele, und es ist in seiner Kraft und Güte selbst das Treibende, was dir den Verzicht möglich macht. Und endlich — so roh darf man es sich nicht vorstellen, daß hier nichts wächst und wird, sondern alles in einem Moment sofort ganz da ist. Auch das wäre ein Mißverständnis des Gleichnisses; denn andere Gleichnisse Jesu lehren, daß er ein Werden und Wachsen, Anfang, Mitte und Ende wohl kennt. In diesen beiden Gleichnissen aber wollte er nur den Gedanken vor die Seele stellen: „Das höchste Gut — die volle Hingebung.“

Das ist endlich noch ein sehr wertvoller Zug in den beiden Gleichnissen, daß Jesus sagt: Dieses herrliche Gut wird den Einen unverhofft und überraschend zuteil und den Anderen durch Suchen und Finden. So sehen wir es wirklich seit nun bald

2000 Jahren. Die Zinen, indem sie auf ihre Lebensführungen blicken, gestehen: „Ich habe nicht gesucht, oder kaum gesucht, und siehe, da kam mir Gott entgegen und brachte mich zu Ihm.“ Und die Anderen sagen: „Ich habe gesucht, viel gesucht und gerungen, und ich habe gefunden; aber daß ich fand, das war trotz meines Suchens nicht mein Verdienst; denn weder habe ich die Perle geschaffen, noch ist es das Verdienst meiner Spürkraft, daß ich sie gefunden habe.“

XXVI.

25. November 1917.

Zum Totensonntag.

Ev. Matth. 8, 21: „Und ein anderer unter seinen Jüngern sprach zu ihm: Herr, erlaube mir, daß ich hingehe und zuvor meinen Vater begrabe. Aber Jesus sprach zu ihm: Folge du mir und laß die Toten ihre Toten begraben!“

Der Totensonntag soll ein Tag der Erinnerung an unsere teuren Toten sein und ein Tag des Trostes. Aber brauchen wir an unseren Verlust noch erinnert zu werden, und welchen Trost kann uns der besondere Tag gewähren, wenn wir ihn sonst nicht haben? Auch scheint der vorstehende Text nichts weniger als trostreich zu sein, vielmehr abweisend und herb lautet er, also daß er eine verwundete und betrübte Seele eher verletzen als heilen und trösten kann. Sagt er doch rund und ent-

schieden: Laß deine Toten; du hast anderes und besseres zu tun. Doch aber ist auch dieses Wort ein Teil des Evangeliums, d. h. einer frohen Botschaft, und will so verstanden sein. Auch wissen wir, daß Jesus den natürlichen Gefühlen des Schmerzes nicht fremd war und um den Tod seines Freundes Lazarus geweint hat. Also müssen wir auch dem obenstehenden Wort näher nachdenken und dürfen uns nicht durch seine herbe Außenseite abschrecken lassen. Ja, noch mehr — wenn wir doch alle die Erfahrung gemacht haben und wissen, daß in wirklich schwerem Leid und bei schwersten Verlusten es im gewöhnlichen Sinn des Wortes überhaupt keinen Trost gibt; denn Herz und Mund versagen, und was sonst ein Trost schien, das ist so schal, daß man es gar nicht über die Lippen bringen kann —: so bleibt nur noch die Aussicht, daß man Trost vielleicht noch dort finden kann, wo einem zunächst das harte Wort entgegentönt: „Du suchst vergeblich nach Trost; dein Schmerz bleibt Schmerz, dein Leid bleibt Leid; du mußt zunächst damit anfangen, keinen Trost zu suchen.“

Denn in Wahrheit dies ist es, was unser Text zunächst rund und hart uns sagt. Der Jünger, von welchem hier die Rede ist, gehörte bereits zum weiteren Kreise Jesu; da trifft ihn die Kunde, daß sein Vater gestorben sei, trifft ihn in dem Augenblicke, da Jesus ihn näher an sich heranziehen will. Voll Schmerz und in dem Drange, der nächsten Pflicht der Pietät und Liebe zu genügen, will der Jünger fort von Jesus; dann, so spricht er, werde

er wieder zurückkehren. Kann es etwas Berechtigteres und Natürlicheres geben? Und doch fällt ihm Jesus ins Wort und untersagt ihm die Ausführung seines Willens mit der strengen Weisung: „Laß die Toten ihre Toten begraben, folge du mir!“ Unzweifelhaft sah Jesus in dieser Nachfolge, und zwar augenblicklichen Nachfolge, etwas für diesen Jünger Wichtigeres und Heilsameres als alles andere, ja selbst als das Werk der verständlichsten Pietät. „Laß die Toten ihre Toten begraben“ — die Toten: du darfst sie nicht mehr als Lebendige für dich ansehen; sonst fällst du dem Herrn über Leben und Tod in sein Majestätsrecht; soferne sie noch Lebendige sind, gehören sie fortan Gott; da- rein mußt du dich fügen; in Raum und Zeit und für dich sind sie tot und wenn du sie noch wie Lebende behandeln und einen Teil ihres Lebens künstlich dir zurückhalten willst, so wisse, daß dir selbst in solcher Gemütsverfassung der Tod droht; denn du klammerst dich an das zeitliche Sein deines Toten, welches für immer dahin ist. Trost kannst du da nicht finden, sondern verschlingst nur dein eigenes Leben in diesen Tod! Das heißt das Wort: „Laß die Toten ihre Toten begraben,“ und das will Jesus mit unerbittlicher Klarheit und Strenge seinem Jünger und uns sagen.

Aber voran hat er das Wort gestellt: „Solge mir nach.“ Er steht hier als der Stellvertreter Gottes selbst, und zu Ihm ruft er. Was sagen diese drei kleinen Worte? Nun, zunächst rufen sie dir zu: du selbst bist trotz alles Schmerzes und aller Verluste noch ein Lebendiger; das sollst

du wissen und sollst dich nicht dem Tode geweiht fühlen, sondern den Willen Gottes bejahen, der noch dein Leben, deinen Willen und deine Tatkraft fordert. Kein Tod, den ein anderer stirbt, sei es auch dein Liebstes — darf und soll dir dein Leben nehmen. Erst durch deinen eigenen Tod hörst du auf, ein Lebendiger zu sein. Wie tief hat nicht Goethe diese Mahnung empfunden, der nach dem Verlust der teuersten Freunde, die er hatte, ausrief: „Vorwärts, über Gräber!“ Er, der Liebe und Freundschaft so heiß empfand, hat sich mit dieser Losung zu der Weisung Jesu bekannt: „Laß die Toten ihre Toten begraben,“ und fortan sprach er von diesen teuren Entschlafenen fast niemals — sie waren ihm entrückte selige Geister, sondern tat und schaffte weiter, was er tun und schaffen sollte.

Zweitens aber sagt uns das Wort: „Solge mir nach,“ daß es für uns eine Aufgabe gibt, die über allen Aufgaben des Lebens steht, nämlich „stärke dein Verhältnis zu Gott und nimm alles andere, was du tust, da hinein.“ Was heißt das? Wie folgt man Gott nach und stärkt das Verhältnis zu ihm? Nur dadurch, daß man freudig seiner Lebensführung vertraut — „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt“ — und daß man sich selbst und alle seine Aufgaben in den Ernst und in die Kraft des Ewigen stellt, das Große und das Kleine.

Vertrauen und freudiger Ernst! Die Nachfolge Gottes und Jesu ist in beidem beschlossen und in nichts anderem, und man kann sicher sein, wie es Luther immer wieder bezeugt und gepredigt hat:

die Liebe zu allem Lebendigen wird sich aus solchem Vertrauen zu Gott wie ein immer stärker werdender Strom entbinden und dich selbst immer freudiger machen. Das ist „die große Belohnung“ von der es in dem Spruche heißt: „Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat!“

Und nun noch zum dritten: In Gott und durch Gott, in dem Ewigen und durch das Ewige, bleiben dir auch deine teuren Entschlafenen. Ohne Ihn hast du sie nicht mehr; sie sind tot. Mit Ihm hast du sie; denn Er ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen, und Er ist das Leben selbst, und alles lebt zeit- und raumlos in Ihm. Und so lebt schon jetzt deine vertrauende Seele in Ihm und ahnt immer mehr etwas davon, daß hienieden alles in Schranken steckt, hinter Jäunen, geteilt und gespalten, was in Wahrheit in Gott ewig und ungeteilt zusammengehört und in dieser untrennbaren Einheit schon jetzt von uns auf den Höhepunkten unseres Lebens empfunden werden kann. Solche Höhepunkte der Empfindung lasse uns der lebendige Gott immer häufiger und immer dauernder werden! Das heißt, den Schmerz, ja die Welt überwinden!

1. Buch Moses 49, 18: „Herr, ich warte auf Dein Heil.“

In der Bibel werden an mehreren Stellen unter den Gläubigen die Starken und die Schwachen unterschieden, auch unter dem Bilde: die Erwachsenen und die Kinder in bezug auf geistliche Reife und Erkenntnis. Und sowohl dem Herrn selbst als auch dem Apostel Paulus ist es herzlich daran gelegen, daß die Schwachen geschont werden, daß ihnen kein Argernis gegeben wird, und daß sie die geistige Nahrung erhalten, die sie brauchen: Man soll ihnen Milch und nicht „starke Speise“ geben; man soll ihnen nicht zu viel zumuten, ja man soll die eigene Freiheit, die man hat, beschränken, damit sie nicht stutzen und irre werden. Es ist rührend, zu sehen, wie sich Jesus der „Kleinen“ annimmt, und wie ebenso der Apostel Paulus Sorge trägt, daß die Schwachen von den Starken getragen werden. Beide wissen eben, daß es auch im geistlich-sittlichen Leben mit dem guten Samen und Ansatz allein nicht getan ist, sondern daß ein ruhiges, sicheres Wachstum nötig ist, damit der Same nicht erstirbt. „Wachset allezeit in der Gnade und Erkenntnis Gottes“ — das ist der herzliche und sehnliche Wunsch des Apostels; denn Stillstand ist Rückschritt: der innere Mensch muß reicher werden, damit er nicht wiederum verarme; stärker, damit er den gesteigerten Prüfungen nicht unterliege; strenger gegen sich selbst, damit er sich nicht an die Welt verliere und in seinen Leidenschaften zerfalle; endlich auch im Glauben einsichtiger, damit er den

Zweifeln an Gott und den göttlichen Dingen gewachsen sei. Starke und Schwache: ein nicht in den Evangelien stehendes Wort Jesu sagt: „Das Schwache soll durch das Starke gerettet werden“ — da haben wir die brüderliche Solidarität der Christenheit! Welche herrliche Aufgabe und Zuversicht ist damit für die „Starken“ eröffnet! Und wiederum den „Schwachen“ ist das Recht gegeben, sich an die Starke zu wenden und bei ihnen Anlehnung, Leitung und Förderung zu suchen! Sie sind sie ihnen schuldig.

Aber neben dem Unterschied von Starke und Schwachen läuft im Verborgenen noch ein zweiter Unterschied durch die heilige Schrift: die Besitzenden und die Wartenden, so möchte ich diese Unterschiede bezeichnen. Was ist damit gemeint? Wir müssen hier etwas ausholen. Die einfache, plumpe Unterscheidung: „Gläubige, Ungläubige,“ als wäre mit ihr alles gesagt, stößt mit Recht nicht nur die Ungläubigen ab, sondern verletzt auch jedes zarte Gemüt unter den Gläubigen. Schon der eben besprochene Unterschied von „Starken“ und „Schwachen“ protestiert gegen jene runde und ungerechte Unterscheidung, die farbenblind ist, nur Weiß und Schwarz gelten läßt und die Fülle der Abstufungen nicht sieht. Unter diesen Abstufungen aber ist eine der wichtigsten eben die: „Die Besitzenden“ und die „Wartenden“. Ich will sie kurz schildern. Unter den „Besitzenden“ verstehe ich hier nicht etwa die Satten, Selbstzufriedenen, sondern diejenigen geförderten Christen, denen ihr Glaube zu einem festen, unverlierbaren Besitz geworden

ist, zu einem Besitz, der sich so sehr mit ihrem Wesen und Charakter verbunden hat, daß er mit ihm verschmolzen erscheint. Mögen sie innerlich und im Stillen noch manche Anfechtung, Zweifel und Schwäche zu bekämpfen haben — sobald es zum Handeln und Entscheiden kommt, sind sie so gereift und fest, daß sie das Richtige wählen und tun. Sie haben Gottes Kraft und Heil an sich erfahren und erlebt, und das können sie nicht mehr vergessen. Es ist ihr Schatten am Tage und in der Nacht ihr Licht und darum geht auch ein Strom von Liebe, Güte und Hilfe von ihnen aus; denn alle Gotteserfahrung offenbart sich nach außen in der quellenden, ungefärbten Nächstenliebe. Und wiederum, ein Strom von Seelenfrische, Mut und Freude geht von ihnen aus; denn alle Gotteserfahrung macht aus dem Menschen selbst einen mutigen und freudvollen, ja strahlenden Menschen. Wer aber sind die Wartenden? Das sind die, denen wohl die Kraft und die Schönheit und das Recht Gottes und seines Heils aufgegangen ist und deshalb auch die Schwäche und die Häßlichkeit und das Unrecht jedes andern Glaubens und jeder andern Weltanschauung; aber bis ins innerste Herz ist es ihnen noch nicht gedrungen und hat noch nicht von der ganzen Persönlichkeit Besitz ergriffen. Wohl ist es ihnen schon ein Wissen, ja auch ein Fühlen, aber noch kein Haben und daher auch nur ein unsicheres Tun. Ein letztes Erlebnis oder eine Kette von solchen fehlt noch, um das, was sie von außen als das ihnen Notwendige und Heilsame erkennen, ganz und gar auch in ihr In-

neres zu ziehen. Sie gleichen den Weinbergarbeitern im Gleichnisse, die da sprachen, als sie gefragt werden, warum sie so müßig stehen: „Es hat uns niemand gedingt.“ Sie stehen da, bereit zur Arbeit im Weinberg; aber den letzten entscheidenden Ruf: „Arbeite in meinem Weinberg!“ haben sie noch nicht gehört.

Das sind die Wartenden. Was soll man ihnen nun sagen? Soll man ihnen sagen: „Nun, kommt doch und macht das zum Mittelpunkt eures Inneren, was ihr längst schon als das Höchste schätztet?“ Aber die Rede würde wenig helfen; eben das vermögen sie nicht! Oder soll man sie schelten? Aber die Scheltrede würde noch weniger helfen! Soll man einen Lahmen schelten, weil er nicht gehen kann? Was soll man denn tun und was sollen und können vor allem sie selbst tun? Nun, das sagt uns unser Text: „Sie sollen mit Bewußtsein und mit heiligem Ernst das sein, was sie sind: Wartende“. „Herr, ich warte auf Dein Heil!“ — das soll ihre Rede und das soll die stetige Gesinnung ihres Herzens sein! Denn in diesen göttlichen Dingen gilt: „Der Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben“, und „der Geist weht, wann und woher er will“, und: „Ihr dürft euch nicht bemühen, noch sorgen Tag und Nacht, wie ihr ihn wollet ziehen mit eures Armes Macht.“ Du und ich können hier nichts tun; denn es ist das Majestätsrecht Gottes und seines Geistes, heilige Erlebnisse zu schaffen und die Menschen zu sich zu ziehen. Nur eines kannst du aber, nämlich wirklich ein Wartender

zu sein und in der Seele zu sprechen: „Herr, ich warte auf Dein Heil.“ Eine solche Gesinnung ist es, die auch spricht: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben.“

Wirklich ein Wartender zu sein — wie jene Jungfrauen im Gleichnis mit ihren kleinen Lämpchen und dem geringen Licht. Das war wahrlich noch nicht der helle Lichtglanz des Festtages; aber es kam doch alles darauf an, daß sie dies Licht nicht ausgehen ließen! Sie warteten und schliefen nicht! Alles kam darauf an, daß sie wach blieben! Nichts anderes forderte der Bräutigam von ihnen! „Herr, ich warte auf Dein Heil“: wo die Seele in solchem Warten steht, und eben dieses Warten als ihr Heiligtum erachtet, nach welchem sie ihr übriges Leben wertet und ordnet, da übt sie jene starke und reine Geduld, der Gottes Kraft nicht fehlen wird, und wenn sie sie auch bis zum Ende des Lebens gegenständlich und deutlich nie spüren wird, so war für sie eben dieses heilige Warten-Können die Gottes-Kraft selbst, und ihr wird die Zusage Jesu Christi gelten: „Du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude.“

Dies schrieb ein Wartender.

Ev. Joh. 16, 12 ff.: „Ich habe Euch noch viel zu sagen, aber Ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber Jener, der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten . . . ; von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen.“

Wir haben keine Gewähr dafür, daß dieser Spruch wirklich von Jesus gesprochen worden ist; denn er steht in den 4 Kapiteln der Abschiedsreden bei Johannes (C. 14—17), und es ist so gut wie gewiß, daß diese nicht von Jesus gesprochen worden sind, sondern daß sich Johannes in die Situation und in die Seele Jesu versetzt und die Reden von sich aus gestaltet hat. Ähnliches kommt in der alten Literatur häufig vor.

Aber sind diese „Abschiedsreden“ und daher auch unser Spruch wertlos, weil sie nicht von Jesus selbst herrühren? Gewiß nicht, ja man kann sogar im Gegenteil sagen, daß sie um der Art ihrer Entstehung willen einen doppelten Wert haben; denn erstlich stammen sie aus dem Geiste Jesu, in dessen Anschauung und Kraft der 4. Evangelist ganz und gar lebte, und in diesem Sinne sind sie echt, wie ja auch das unser geistiges Eigentum ist, was wir in Anderen entzündet haben. Zweitens aber zeigen sie uns, wie eine vom Geiste Jesu ergriffene Persönlichkeit eben durch diesen Geist so viel innere Freiheit gewonnen hat, daß sie mündig geworden ist und selbständig und zuversichtlich neuen Verhältnissen gegenübersteht. Denn — was ist die

Voraussetzung dieses Spruches? Es ist die Erfahrung, daß das, was Jesus bei seinen irdischen Lebzeiten seinen Jüngern gesagt hat, nicht ausreichte, um auf jede Frage Auskunft zu geben und jede Schwierigkeit zu heben, die ihnen jetzt begegnete. Vielmehr sehen sie sich vor neue Probleme gestellt im Denken und Handeln, die nicht durch irgendein Wort Jesu, das er gesprochen, ihre Lösung finden. Hätte Jesus sie nun zu seinen geistigen Sklaven gemacht, so müßten sie verzweifeln; denn sie sähen sich dem Neuen gegenüber, was auf sie einstürmt, ratlos. Aber Johannes ist nichts weniger als verzweifelt, vielmehr sagt er sich: „Wir waren, als Jesus noch bei uns war, noch nicht reif genug, um das zu verstehen, was die Zukunft uns bringen wird; daher hat uns Jesus gar manches vorenthalten, weil wir es noch nicht zu tragen vermochten; aber er hat uns etwas Besseres und Größeres gegeben als eine Fülle von vorgreifenden Einzel-Erkenntnissen und -Aufschlüssen; er hat uns den Geist der Wahrheit hinterlassen, der in alle Wahrheit leitet.“ Offenbar weiß Johannes, daß er diesen Geist bereits erhalten hat; im tempus der Zukunft spricht er nur, weil er ja dieses, sein gegenwärtiges Bewußtsein als Verheißung Jesu in den Mund legt.

Also Johannes weiß, daß der Schatz, den er besitzt, etwas viel Kostlicheres ist, als eine, sei es auch noch so große Summe von Worten, Aufschlüssen, Geboten usw. des Herrn — den Geist der Wahrheit besitzt er als Hinterlassenschaft Jesu, also eine mächtige, lebendige und unerschöpfliche

Kraft und Quelle, aus der alles fließt, was er gegenüber den Schwierigkeiten und Nöten des Lebens und Denkens bedarf. Nicht durch Worte und Gebote fühlt er sich mit Christus und Gott verbunden, sondern durch ein lebendiges Band, nämlich durch den Geist, der ihn trägt und hebt; denn dieser Geist, wie er es ausdrücklich sagt, ist Christi Geist: „Von dem Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen.“ So empfindet er sich, obwohl er Jesum nicht mehr mit Augen sieht und obwohl er in vielen Fragen direkte Antworten Jesu vermisst, doch inniger mit ihm verbunden als zuvor:

„Sein Geist wohnt mir im Herzen,
Regieret meinen Sinn,
Vertreibt all' Sorg und Schmerzen,
Wirft allen Kummer hin;
Gibt Segen und Gedeihen
Dem, was er in mir schafft,
Hilft mir das „Abba“ schreien
Aus aller meiner Kraft.“

Ist's nötig, von diesem Spruche, den wir im Sinne des Johannes zu verstehen gesucht haben, noch die ausdrückliche Nutzenwendung auf uns zu machen? Doch möge es mit einigen Strichen geschehen:

Erstlich: Du wunderst dich vielleicht, daß in der Bibel, daß in den Sprüchen Jesu gar Manches nicht steht, was du suchst, was du gern schwarz auf weiß haben möchtest; du findest vielleicht, daß für die besonderen Zweifel deiner Seele kein direktes Wort zu finden ist, und für die besonderen Nöte deines Lebens keine vollbefriedigende

Abhilfe. Aber wie wäre es möglich, daß die unendliche Fülle alles dessen, was sich entwickeln sollte an individuellen Bedürfnissen und im Fortschritt der ganzen Menschheit, im Voraus durch Aufschlüsse und Anweisungen gedeckt worden wäre? Und wenn's möglich wäre, wäre es wirklich heilsam? Wäre es heilsam, wenn wir aus einem großen Rezeptbuch leben würden oder aus einem großen Moralbuch, das für jeden Fall und jede Entwicklung einen Paragraphen böte? Wie viele könnten das ertragen, und wo bliebe die geistige Freiheit?

Zum anderen: Besinne dich, was du als Kind Gottes besitzt, was dir in Stunden der Erhebung deutlich aufleuchtet, wenn du es auch nicht stets dir zum Bewußtsein zu bringen vermagst, was dir Schutz bietet in den Anfechtungen und Stürmen des Lebens und Licht in den Zweifeln der Seele. Es ist kein einzelnes Wort, es ist kein Gebot, sondern es ist eine Bestimmtheit deines Geistes in der Richtung auf Gott: der Sinn für das Wahre, die Ehrfurcht vor dem Heiligen und das, sei es auch immer wieder gehemmte, Streben nach einem Leben, das nicht von dieser Welt ist. Das ist Gottes Geist, den du empfangen hast, und er wird dich sicherer, als ein Gebot es kann oder ein einzelnes Wort, in die Wahrheit, d. h. in die Wirklichkeit eines höheren Lebens leiten, weil es aus ihm quillt, wie der Bach aus der Quelle. Aus diesem Geiste heraus wirst du in steigendem Maße selbst entscheiden können, was für dich das Wahre ist, und was du tun sollst in deinen Nöten und

Zweifeln. Eben dieses Freiheitsgefühl wird dir Kraft geben.

Zum dritten: Laß dir auch jetzt noch das Wort gesagt sein: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen“; denn auch für das Leben in und mit dem Geist der Wahrheit gilt, daß es seine Stufen hat, daß man allmählich fortschreitet und daß vieles zunächst noch dunkel und unreif bleibt. Verzage deshalb nicht und sei nicht kleinmütig. Wolle auch nicht vorweg nehmen durch bloße Anempfindung, was dir innerlich doch noch nicht aufgegangen ist. Das ist wider den Geist der Wahrheit; aber bescheide dich auch nicht auf deiner Stufe, sondern laß' dich in ernstem Kampf mit dir selber von dem Geist der Wahrheit und des Heiligen zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes leiten.

„Du heilige Blut, süßer Trost,
 Nun hilf uns, fröhlich und getrost
 In Deinem Dienst beständig bleiben,
 Die Trübsal uns nicht abtreiben;
 O Herr! Durch Dein Kraft uns bereit,
 Und stärk' des Fleisches Blödigkeit,
 Daß wir hier ritterlich ringen
 Durch Tod und Leben zu Dir dringen.“
 (Luther)

1. Kor. 6, 20: „Ihr seid teuer erkauf; darum so preiset Gott an eurem Leibe und in eurem Geiste, welche sind Gottes.“

1. Kor. 7, 23: „Ihr seid teuer erkauf; werdet nicht der Menschen Knechte!“

Zweimal, und in kurzem Zwischenraum ruft Paulus die Tatsache seinen Korinthern ins Gedächtnis: „Ihr seid teuer erkauf“, um dann an diesen Juruf zwei verschiedene wichtige Folgerungen für das Leben zu knüpfen. Also muß ihm der Gedanke, der Christ sei aus der Sklaverei zur Freiheit losgekauft (denn das ist der Sinn) ein durchschlagend wichtiger gewesen sein. Wie ist das näher zu verstehen? Dort in Korinth hatte Paulus die berühmte griechische „Freiheit“ bei seinem 18 monatlichen Aufenthalt gründlich beobachten können, und das Ergebnis war, daß sie sich ihm als Sklaverei enthüllt hatte. Inwiefern? Nun, er fand, daß diese „freien“ Menschen, die anscheinend nur das taten, was sie wollten, ein „ungebundenes“ Leben führten und sich dessen rühmten, in Wahrheit alle an Ketten hingen, an denen sie täglich selbst schmiedeten, nämlich an der Kette ihrer Triebe

und Leidenschaften und an der Kette der Menschenfurcht. Allein ist das nicht das Urteil eines überspannten und unfrohen Moralisten, der dem Leben abgewandt ist? Aber zum Moralisten hatte Paulus keine Anlage, und sofern er solche hatte, war sie durch den schwersten Kampf seines Lebens und die beglückendste Erfahrung ausgetilgt, die er in dem Jubelruf zusammenfaßte: „Das Gesetz ist für immer abgetan.“ Also nicht vom Standpunkt des Moralisten beurteilte er die griechische Freiheit als Knechtschaft schlimmster Art, sondern aus dem Bewußtsein, die wahre Freiheit und ein unzerstörbares Leben erlebt zu haben und mitten in ihm zu stehen. Von hier aus erblickt er in dem scheinbar heiteren Sichausleben und in der scheinbar ungestörten Harmonie mit der Natur und den umgebenden Menschen — die drückendste Knechtschaft, weil er sah, daß diese „Freien“ ihren inwendigen Menschen preisgaben, stückweise an die Natur und ihre Umgebung zerfielen und zuletzt nichts waren, als ausgehöhlte Bruchstücke des allgemeinen Geschehens. Diese Knechtschaft, wenn ihr nicht Halt geboten wurde, betrachtete er einfach als Tod, und wenn er an einer anderen Stelle seiner Briefe sagt: „Da ihr tot wart in euren Sünden,“ so ist das so gemeint. Er denkt bei Sünden in diesem Zusammenhang niemals an „Gesetzesübertretungen“ im einzelnen, sondern eben an diese Zuständigkeit des widerstandslos sich Einfügens in das, was Lust und Umgebung bringen.

Ob er recht hat? Da mag sich nun jeder selber fragen. Niemand kann für einen andern die Frage

bejahren, aber wenigstens das muß sich jeder wahrnehmend sagen — denn das ist eine Tatsache, die vor Augen liegt —, daß ein völlig „ungebundenes“, das heißt in Wahrheit ganz an die Triebe gebundenes Leben die stärkste Knechtschaft bedeutet, im Grunde stets auf Kosten Anderer gelebt wird und selbst in der „Welt“ allmählich der Verachtung anheimfällt. Wenn es aber doch möglich ist, auf dieser Leiter, die nach unten führt, stehen zu bleiben (sei es auf dieser, sei es auf jener Zwischenstufe), so soll sich der Betreffende sagen, daß er dieses Stehenbleiben selten sich selber verdankt, sondern der Umgebung, die in der Tat gewisse äußere Stützen besitzt, um ein Herabgleiten bis zur letzten Stufe zu verhindern.

Der Apostel wird wohl recht haben: „Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht“; daran wird sich nichts ändern lassen, und ob es bis zum Äußersten und Letzten kommt oder nicht kommt, das ist Zufall und Schicksal! Nur wenn man aus diesem ganzen Zustand herauskommt, ist man gesichert.

Aber wie es zur Befreiung kommt, darüber lautet das Wort des Apostels höchst paradox: „Ihr seid teuer erkauft!“ Ist das nicht eine dunkle, mystische Rede, mit der sich gar nichts anfangen läßt? Genauer meint der Apostel: „Jesus Christus hat euch aus der Knechtschaft für einen teuren Preis losgekauft.“ Was soll hier die Geschichte? Was soll die Tat eines Einzelnen? Wie kann ich vor 1900 Jahren losgekauft sein? Wie kann ein äußerer geschichtlicher Vorgang der Vergangen-

heit in mein Seelenleben heute befreiend eingreifen? So fragen immer wieder Tausende, wenn sie überhaupt noch fragen, und doch sagt der Apostel nur, was bei tieferem Nachdenken sich jeder sagen müßte. Er muß nur zum Wort des Apostels noch einen Zusatz hinzufügen, den der Apostel damals gar nicht machen konnte, weil er Jesus Christus eben erst erlebt hatte, aber nicht auch schon die Jahrhunderte, die nach ihm verflossen sind.

Die Sache steht so: Wenn es heute unter uns auch nur einen wahrhaft freien Menschen gibt, einen Menschen, der ein „inwendiger“ Mensch ist inmitten seines auswendigen Menschen, oder wenn es, wie es Gott sei Dank gewiß ist, viele wahrhaft freie Menschen unter uns gibt — so verdanken sie das einzig und allein der Befreiung, die sie durch die Berührung, Begeisterung, Befreiung durch andere erfahren haben, durch deren persönliches Sein und Leben, das sie ergriffen und herausgeführt hat. Nie ist es anders zugegangen, und niemals wird es anders zugehen. Diese Vorgänge aber bilden eine Kette, und am Ende dieser Kette steht Jesus Christus, „aus dessen Fülle wir empfangen haben Gnade um Gnade“, den „Anfänger und Vollender unserer Zuversicht.“

Und sie alle haben uns um einen teuren Preis erkauft; denn sie alle zogen ihre Pflüge in einem widerstrebenden Erdreich, und ihr Leben war voll Mühe und Opfer. Von Jesus Christus braucht man nicht zu reden und dem teuren Preis, den er im Leben und im Tode gezahlt hat; aber auch die

ändern alle — wo ist auch nur einer, der ohne Opfer den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen unternahm, wo ist auch nur einer, der nicht Verzicht geleistet hat, ob er gleich „reich“ sein konnte, damit die Nachwelt reicher und besser würde? Man spricht von Goethe — aber wer sein inneres Leben kennt und seine Selbstzeugnisse, der weiß, daß er in unablässiger Arbeit an sich selber und im Ringen mit seiner Natur nur wenige wirklich heitere Tage in seinem Leben gehabt hat. Er stritt und kämpfte, verzichtete und opferte ritterlich, damit er auf die Welt wirken und anderen etwas sein konnte. Aber sie haben auch etwas zuwege gebracht: alle Bereicherung des Innenlebens, des Wachstums des inwendigen Menschen, die Reinheit der Seele und die Freiheit der Kinder Gottes verdankt man ihnen!

Daher gibt es keine Erinnerung und Mahnung, die tiefer und kräftiger wäre, als die Mahnung: „Ihr seid teuer erkaufte.“ Sie zu beherzigen, ihr zu entsprechen, das heißt aus dem Dunkeln ins Helle, aus der Knechtschaft zur Freiheit kommen und denen, die uns erkaufte haben, Dank sagen. Sie soll daher in unauslöschlicher Dankbarkeit über unserem täglichen Leben stehen, über unserem Leben in Gedanken, Worten und Werken.

Die Folgerungen sind unübersehbar im einzelnen. Der Apostel hebt zwei heraus:

1. Verherrlicht Gott an euerem Leibe! *
2. Werdet nicht der Menschen Knechte!

* Die Worte welche folgen, finden sich in den besten, alten Handschriften nicht und sind höchstwahrscheinlich ein späterer Zusatz.

Leiblichkeit ist der Anfang und vielleicht auch das Ende der Wege Gottes, d. h. die griechisch-philosophisch dualistische Trennung von Geist und Leib ist wider die göttliche Schöpfung, und die Askese-Forderung, die sich an sie knüpfte, ist ein verwegener Korrekturversuch. Aber eben darum gilt: Wenn der Geist Gottes ist, soll es auch der Leib sein; der Schöpfer soll auch an ihm verherrlicht werden. Dann aber ist offenbar, daß sich der Leib in das Gewissen des Geistes einfügen muß; nicht unter irgendeinem äußeren Gesetz steht er, sondern unter etwas weit Heiligerem: unter der Notwendigkeit der inneren Einheit mit dem freien, heiligen Geiste. Von hier aus ist er zu regieren; was dieser Einheit frommt, soll und kann geschehen, was ihr schadet, das muß unterlassen werden. Daß die Verzichtete hier sehr bald keine Verzichtete mehr sein werden, sondern gewollte Beschränkung in Freiheit, ist die Probe darauf, daß es so gut und recht ist.

„Werdet nicht der Menschen Knechte“: Es bedarf nicht der Worte, daß jeder Fortschritt in der inneren Freiheit, Freiheit von der Knechtschaft der Menschen bedeutet. Ich habe noch nie einen innerlich freien Menschen gesehen, der nicht zugleich wie ein König den Menschen gegenüberstand, so unscheinbar sein Auftreten auch sein mochte. Weiter aber: Wahrhaft lieben kann man nur die Menschen, denen man frei gegenüber steht. Es besteht die tiefste Wahlverwandtschaft und der innerste Zusammenhang zwischen Freiheit und Liebe.

XXX.

9. Juni 1918.

Ev. Matth. 15, 25: „... Sie kam und fiel vor Jesus nieder und sprach: ‚Herr, hilf mir.‘ Aber er antwortete und sprach: ‚Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde.‘ Sie sprach: ‚Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tische fallen.‘ Da antwortete Jesus und sprach zu ihr: ‚O Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe wie du willst.‘“

Sie war ein heidnisches Weib, unter dem Götzendienste lebend und unrein, in Sitte und Anstand dem Juden verächtlich; ja, es schauerte ihn, sie nur zu sehen: „Hunde“ und „Hündinnen“ wurden, wie noch heute im Orient diese Andersgläubigen genannt. Und doch hat, seitdem das Evangelium gepredigt wird, neben Maria kein Weib in der Überlieferung ein solches Ansehen gewonnen wie diese Heidin, und ihre Geschichte hat gewiß mehr Menschen erbaut und erhoben als die Geschichten aller frommen Frauen in der Bibel zusammen. Hat sie doch den Mut gefunden, den Heiligen selbst zu korrigieren und er hat sich von ihr korrigieren lassen!

Man sagt, Jesus habe sie nur prüfen wollen durch die Abweisung in kränkender Rede; aber man muß zweifeln, ob das richtig ist; denn das Grundgefühl seiner Sendung und seines Berufs war das Bewußtsein: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel,“ und er hielt sich an

seine Sendung. Es bedurfte also für ihn eines ganz besonderen Erlebnisses, damit er diese Schranke überschritt, weil er überzeugt war, daß der Ruf an die, welche von Morgen, Mittag und Abend zum Hause Gottes kommen werden, erst später von Gott ausgehen werde. So hat er die Bitte des Weibes abgelehnt und ihren Hilferuf zurückgewiesen, und wenn er es in schroffer Form tat, so war es eben die, welche nach dem Gesetze solcher Zudringlichkeit gebührte. Kein Jude sah in dem Wort einen Schimpf oder vielmehr — er sah in dem Schimpf nur die gebotene Abfertigung.

Aber das Weib ließ sich nicht abfertigen, denn ihre Not war zu groß. Sie blieb und sie antwortete!

Man darf hier einen Augenblick stillehalten: es gehört schon viel dazu, auf eine Kränkung zu schweigen. Es gehört noch mehr dazu, auf ein kränkendes Wort zu antworten, ohne seinerseits zu kränken. Aber wieviel gehört dazu, auf eine Kränkung so zu antworten, daß man, die Kränkung hinnehmend, den Kränkenden zugleich ehrt und ins Unrecht setzt. Das ist diesem heidnischen Weibe gelungen: sie gibt eine Antwort, wie sie auch der Weiseste nicht besser, ja überhaupt nicht geben konnte; denn ihre Weisheit floss aus der Tiefe ihrer Not und aus der unerschütterlichen Zuversicht zu diesem Helfer zugleich, also aus ihrem bekümmerten und vertrauensvollen Herzen, das sie in diesem Augenblick weiser machte als den Weisesten.

Sie läßt das Wort Jesu gelten — damit schon entwaffnet sie ihn; sie gibt zu: die trennende Schranke besteht, und sie selbst kann daher in den Augen Jesu nichts anderes sein als unrein, als ein „Hündlein“. Gewiß! sie gehört nicht an den Tisch, und sie will sich auch nicht zu den Gästen an der Tafel drängen; aber unter den Tisch fällt so manches, was auf den Tisch gehört — haben die Hunde nicht darauf ein Recht? Was ist gegen diese Darlegung einzuwenden, die mit einem „Ja, Herr“ beginnt und Jesus mit seinem eigenen Worte schlägt, ihn als den Herrn und Helfer anerkennt und nichts anderes will, als daß er es auch jetzt sei, weil er es sein muß? Da blitzt es in Jesu Seele auf, der Riegel des starren mosaischen Gesetzes der „Heiligkeit“ wird gesprengt, und in vollem Strome bricht das lebendige Wasser hervor, das in der Tiefe seiner Seele ruhte. Über „Gesetz“ und „Heiligkeit“ und „Schranke“ flutet es hinweg: „Weib, dein Glaube ist groß; dir geschehe, wie du geglaubt hast.“ Diese Frau hat ihm der Vater gesandt, damit sie ihn auf seinem Berufswege freier und größer mache. Ihm, dem Helfer, half das Weib, und nun hilft er ihr, wie er den Kindern seines Volkes half!

Diese Auffassung, die allein durch den Text wirklich begründet ist und Jesus von dem Vorwurf befreit, er habe das Weib wider besseres Wissen durch eine harte Prüfung gequält, wird denen anstößig sein, die sich Jesum als den vom ersten Moment seines Auftretens an fertigen, alles wissenden und von keiner Schranke gehemmten Gottes-

sohn vorstellen. Allein diese Auffassung ist irrtümlich. Wäre er von vornherein fertig und mit sich selbst ebenso im Reinen gewesen wie mit seiner Berufsaufgabe, so wäre er kein Mensch gewesen. „Er hat Gehorsam gelernt,“ sagt der Hebräerbrieff von ihm, d. h. er hat gelernt, auf die Führungen seines Vaters zu lauschen, ihnen zu folgen und nach ihnen das Werk zu erkennen und zu gestalten, das ihm gegeben war. Diese Erkenntnis floß ihm also nicht aus einem von Anfang an fertigen Wissen, auch nicht aus dem Gesetz und den Propheten allein, sondern sie floß ihm so, wie sie uns allen fließt — aus den Führungen und den Erfahrungen seines Lebens. Hier wurde die Zusammenkunft mit diesem Weibe sein Erlebnis, dem er Raum in sich gab und das ihn lehrte, sich über den Unterschied: Jude—Nicht-Jude, zu erheben und schrankenlos zu helfen.

Aber nun blicken wir noch auf das Weib. In der Peripherie ihres Daseins blieb sie, was sie vorher war, ein unreines kananäisches Weib; aber im Mittelpunkte ihres Wesens hatte sie in ihrer Glaubenszuversicht Kraft und Hilfe; anerkannt und angenommen wurde sie von dem, der im Namen Gottes sprechen durfte! Ist das nicht ein trostreiches Exempel? Gott siehet nicht auf das Drum und Dran, nicht auf alles das, was anders sein sollte, sondern er siehet auf das Herz: nur das, was dieses erfüllt, gilt vor ihm. Er siehet auch nicht auf die Kräftigkeit deines guten Willens — denn bei ihm ist die Vergebung —, sondern er siehet auf die Richtung dieses Willens: wo dein Schatz

ist, da ist in seinen Augen dein Herz; dort bist du selbst und das bist du selbst.

Und daher kommt nun das Letzte und die Krönung: „Dir geschehe, wie du geglaubt hast.“ Uns Menschen geschieht zu allen Zeiten und immer, wie wir geglaubt haben. Das ist das unverbrüchliche Grundgesetz unseres Lebens. Aber daß dieses göttliche Gesetz nicht nur im Schlimmen gilt, sondern auch im Guten, das ist eine herrliche Gewißheit und ein herrlicher Trost. Uns geschieht nicht nach unseren „Ansichten“, auch nicht nach der Güte unserer „Werke“ — wer könnte da bestehen? —, sondern nach unserem Glauben, d. h. nach der Richtung unseres Herzens auf Gott, nach dem Drange zu ihm und der Zuversicht auf ihn. Und was geschieht dann an uns? Es wird uns geholfen, d. h. wir werden fest und freudig, was auch kommen mag, und es gestaltet sich auch aus solchem Glauben ein Werk, nämlich ein neues Tun und Leben, uns selbst nur bekannt an seinem Frieden, Gott allein bekannt aus seiner Wirklichkeit.

Ev. Luc. 9, 52: „Und er sandte Boten vor sich her; die gingen hin und kamen in einen Markt der Samariter, daß sie ihm Herberge bestellten. Und sie nahmen ihn nicht an, darum, daß er sein Angesicht gewendet hatte, zu wandeln gen Jerusalem. Da aber das seine Jünger, Jacobus und Johannes, sahen, sprachen sie: Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elias tat? Jesus aber wandte sich und bedräuete sie und sprach: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht kommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten. — Und sie gingen in einen anderen Markt.“

Sieht man scharf zu, so treten einem in dieser Geschichte drei verschiedene Religionsbegriffe entgegen, und bei näherem Nachdenken erkennt man, daß es die drei großen Arten oder Stufen von Religion sind, die es überhaupt gibt: hier sind sie vertreten 1. durch die Samariter, 2. durch Elias und die beiden Jünger Jesu, Jakobus und Johannes, 3. durch Jesus selbst.

1. Die Samariter nehmen Jesus und seine Jünger einfach deshalb nicht auf, weil sie erfahren haben, daß sie nach Jerusalem gehen. Wer aber nach Jerusalem geht und dort anbetet, der ist in den Augen der Samariter ein schlechter Mensch, demgegenüber eine sittliche Verpflichtung nicht nur nicht existiert, sondern man macht sich auch einer schweren Sünde schuldig, wenn man ihn auch nur

grüßt. So verweigern sie Jesus das Gastrecht, d. h. jene Schuldigkeit, zu der man selbst einem Verbrecher gegenüber im Orient verpflichtet ist. Sie tun das „aus Religion“. Hier wird nicht gefragt, ob einer gut oder schlecht sei, auch nicht ob er elend und hilfsbedürftig sei; vielmehr ist im Voraus das Verhalten entschieden: „Sort mit ihm!“ Hätte man diese Samariter gefragt, warum man denn nicht nach Jerusalem reisen und dort anbeten dürfe, so hätte die Antwort einfach gelautet: So sagt es unsere Religion, und an sie halten wir uns. Von hier aus versteht man es erst, was das Wort Jesu bedeutet, das er an einer anderen Stelle gesprochen hat: „Es kommt die Stunde, ja sie ist schon da, da man weder in Jerusalem noch auf dem Berge Garizim anbeten wird, sondern im Geist und in der Wahrheit.“ Aber die Art von Religion, die in unserer Geschichte durch die Samariter vertreten ist, ist noch längst nicht ausgestorben. Es ist die Religion, die im schlimmen Sinn jenseits von gut und böse steht, ja, jenseits von Vernunft und Unvernunft. Da sind Regeln vor unvordenklichen Zeiten zu rechtgemacht, deren Ursprung keiner mehr kennt, und Glaubensbekenntnisse aufgestellt, die man nur mit dem Munde zu bekennen braucht, und Fäune willkürlich aufgerichtet. Bequemes Herkommen verschanzt sich hinter dieselben; der Fanatismus entzündet sich an ihnen, und auch die Kleinsinnigkeit findet hier ebenso ihre Rechnung — man hat doch „Religion“ — wie die Furcht vor dunklen, unberechenbaren Mächten, denen man am besten

mit dieser Zauberreligion begegnet, die auf alle Fälle nicht schädlich sein kann. Aber dabei bemerkt und sieht man nicht, daß man den Heiligen und das Heilige von sich stößt, wie in diesem Falle die Samariter Jesum von den Grenzen ihres Dorfes verscheuchen.

2. Elias und die Jünger Jesu wußten, was gut und böse, heilig und unheilig ist; sie wußten auch, daß das Böse gerichtet werden muß, weil es wert ist, daß es zugrunde geht. Sie sahen in Gott die verkörperte Gerechtigkeit, und weil sie sich — mit Recht — als Gottes Mitarbeiter fühlten, so wollten sie selbst Recht und Gerechtigkeit üben und Gottes Gericht über die Übeltäter herbeiziehen. Was ist daran zu tadeln? Hatten so nicht auch mit Elias die alten Propheten gehandelt und wurden hoch gelobt? Bewiesen sie sich nicht eben dadurch als Kinder Gottes und seines Geistes? Aber Jesus ist anderer Meinung und sagt das den beiden Jüngern, die sein Evangelium noch immer nicht verstanden hatten, unzweideutig. Er sagt ihnen, daß sie mit ihrer ungestümen Frage und mit ihrem Wunsche, jene Samariter dort zu verderben, zeigen, daß sie noch nicht Kinder seines Geistes sind. Welcher Geist beherrscht sie noch? Der Geist, der die Fülle des Lebens, des Geistes und des Wirkens Gottes, glaubt mit der Formel der Moral und der Gerechtigkeit umspannen und erschöpfen zu können. Aus der „moralischen Gesetzesreligion“ stammen Wunsch und Frage der Jünger, aus jener Religion, die nur einen Zipfel am Gewande der Gottheit festhält, aber blind ist

gegenüber seiner seelenerfüllenden Herrlichkeit, taub ist gegenüber den Tiefen und Höhen seiner Stimme und gefühllos gegenüber seiner barmherzigen Liebe. Die moralische Gesetzesreligion war einmal ein großer Fortschritt, auch hat sie gegenüber der Religion der Dinge und Zeremonien wirklich Geist; aber es ist nicht der Geist, den Jesus verkündet und an welchem er uns Anteil geben will.

3. „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, Menschenseelen zu verderben, sondern zu retten.“ Das ist die dritte Religion, und, wie die Worte uns sagen — alles ist hier dem einen Gedanken untergeordnet: Rettung, Befreiung, Erlösung, Leben. „Ich lebe, und du sollst auch leben.“ Leben in dem einzigen Sinn, in welchem es nicht eine vergängliche Spielart des allgemeinen wechselnden Daseins darstellt — unzerstörbares Leben. Wie aber rettet des Menschen Sohn Menschenseelen? Nur auf die einzige Weise, daß er sie an seinem Leben teilhaben läßt, d. h. an dem Leben Gottes, mit dem er erfüllt ist. Überströmen kann dieses Leben von ihm zu uns durch Glaube und Liebe, die doch beide ineinander liegen, gleichzeitig entstehen und gleichzeitig wachsen. Der Glaube, der gewiß wird, daß es nicht geht nach der Regel: „Auge um Auge, Zahn um Zahn,“ sondern nach der anderen Regel: „Wir sind nun Gottes Kinder“ und die Liebe, die da fühlt: „Ich habe dich je und je geliebt; darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.“

„Ich bin nicht gekommen, Menschenseelen zu verderben, sondern zu erhalten.“ Aber fährt nicht,

trotz dieses bewusst-großen Wortes, fort und fort Feuer hernieder und zerstört Menschen, Städte und Länder? Führt es nicht seit vier Jahren auf uns hernieder in einer so unerhörten Weise, daß die Schrecken sich verwirklichen, die in der Offenbarung Johannes geweissagt sind? Wie reimt sich das mit Jesu Wort und mit der Gesinnung Gottes?

Wer darf sich anheischig machen, ohne armselige Sophistereien diese Fragen befriedigend zu beantworten? Aber zweierlei dürfen wir doch sagen oder besser: wir dürfen uns daran halten! Erstlich: Es müssen diese Gerichte zur Errettung und Förderung der Menschenseelen notwendig sein; sonst wären sie nicht über uns gekommen. Zweitens: Unbetroffen bleibt bei aller Not, Pein und Trauer die Gewißheit im Herzen, daß wir sein eigen sind und nichts uns von Ihm scheiden kann. Weil du denn ein Kind Gottes bist und bleibst, so sei auch Sein Mitarbeiter — an dir selbst und an anderen — in dieser schweren Zeit. „Ein Jeglicher sei gesinnt wie Jesus Christus auch war“ — rein, hochgemut, demütig und liebevoll.

Jesaias 40, 6 ff.: „Es spricht eine Stimme: ‚predige!‘ Und er sprach: Was soll ich predigen? Alles Fleisch ist Heu, und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Heu verdorret, die Blume verwelket, denn des Herrn Geist bläset darein. Ja, das Volk ist das Heu. Das Heu verdorret, die Blume verwelket; aber das Wort unseres Gottes bleibet ewiglich. Zion, du Predigerin, steige auf einen hohen Berg. Jerusalem, du Predigerin, hebe deine Stimme auf mit Macht, hebe auf, und fürchte dich nicht; sage den Städten Judas: Siehe, da ist euer Gott!“

Was soll ich predigen, heute predigen? in dieser Adventszeit predigen? Alle die Güter, die wir besitzen haben, Recht und Ordnung, Sitte und Kultur, Treu und Glauben sind dahin! Es ist uns, als hätte sich die Erde zwischen ihnen und uns aufgetan, und über die ungeheure Kluft führte keine Brücke mehr zu ihnen! Und mit ihnen scheinen uns auch die Güter des christlichen Glaubens, die von ihnen umschlossen waren, entrückt zu sein. Schon immer hatten wir die große Distanz schmerzlich empfunden, die eine lange und immer neuwerdende Zeit zwischen sie und uns gelegt hat, und es war uns oft schwer genug, ihren für uns geltenden, lebendigen Pulsschlag zu empfinden; aber es war doch immer wieder möglich, sie in unsere Gegenwart und in unser Herz zu rücken. Aber nun scheinen sie mitverschlungen zu sein von der großen Flut, die alles mitgerissen hat. Wo ist

unsere Ordnung? wo ist unsere Sitte? wo unsere Kultur? wo ist unser Gott? Wenn er die Kraft ist, wo ist die Kraft? Wenn sein das Reich ist, wo ist sein Reich? Wenn sein die Herrlichkeit, wo ist inmitten aller Schmach und Not die Herrlichkeit? Wenn er der Lebendige ist, wo ist mitten in diesem Sterben des Leibes und der Seele das Leben?

Was soll ich predigen? sprach in einer ähnlichen Lage vor 2 1/2 Jahrtausenden voll Verzweiflung der Prophet, und wir sprechen es heute mit ihm. Aber auch zu uns kommt wie zu ihm die Mahnung Gottes: Predige! Gott erlaubt uns nicht, in dieser zermalmenden Not zu schweigen; aber er antwortet uns auch, wenn wir fragen: Was soll ich predigen? Die erste Anweisung, was wir verkündigen sollen, ist überraschend und schmerzlich: Eben das, was wir um uns erfahren, diesen furchtbaren Niedergang, diese Hinfälligkeit alles Würdigen und Schönen, mit einem Wort, dieses große Sterben sollen wir uns und unseren Mitmenschen vor die Seele rücken als Gottes Wille und Tun. „Alles Fleisch ist Heu und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde, das Heu verdorret, die Blume verwelket; denn des Herrn Geist bläset darein.“ Er ist nicht nur in dem Guten und Rechten, sondern Er ist auch in der Zerstörung der Welt, die uns umgeben hat und deren Untergang wir beweinen. Warum zerstört Er sie? Weil sie ohne Ihn gelebt hat; aber ohne

Ihn war sie nicht des Lebens wert; das muß er uns durch ihre Vernichtung zeigen, weil wir es sonst nicht glaubten. Ohne ihn ist alles Fleisch Heu, und alle seine Güte ist wie eine Blume des Feldes. Von einem schweren Irrtum und einer bösen Illusion, als hätte ohne Gott auf Erden irgend etwas Bestand, sei es auch noch so glänzend und schön, und von dem Irrtum, als gäbe es Würde, Wert und Ewigkeit ohne Gott, will er sie befreien. Nun bläset sein Geist darein, und alles zerfällt und verdorrt, und wir müssen nun einsehen, daß alles eitel und nichtig ist, was uns als unverlierbar galt und als bleibende Kultur und Würde und Schönheit unseres Geschlechts.

Das ist eine harte Predigt; wohl wollen wir glauben, daß böse Mächte zeitweilig unsere besten Güter vernichtet haben; aber Gott sagt uns etwas ganz anderes; Er sagt uns, daß Er diese Güter vernichtet hat, weil wir sie als die Höchsten erachtet und uns ohne Gott auf ihre Dauer verlassen haben. Ja, Er läßt seinen Prediger noch härteres sagen: „Das Volk ist das Heu.“ Nicht nur ihre vermeintlichen Güter, nein, sie selbst müssen zugrunde gehen; so, wie sie geworden sind, kann Er ihnen keine Dauer geben, und so ist es Sein Schwert und Seine Krankheit und Sein Hunger, die sie vernichten. Sein Geist bläset darein und Seine starke Hand liegt auf den Völkern, auf daß sie hinstirben! Was läßt sich darauf sagen, und wie kann man eine solche Botschaft überhaupt ertragen?

Man kann sie nicht ertragen; Stumpfheit oder

Verzweiflung wäre unser Los und der Menschheit Jammer müßte uns überwältigen, wäre sie das letzte Wort Gottes. Aber sie ist doch nur die Einleitung zu der eigentlichen Predigt, die der Prophet predigen soll, und diese lautet doppelt: „Das Wort unseres Gottes bleibet ewiglich,“ und: „Siehe, da ist euer Gott.“ Hinausgerufen werden sollen diese Botschaften in alle Welt: „Zion, du Predigerin, steige auf einen hohen Berg; Jerusalem, du Predigerin, hebe deine Stimme auf mit Macht; heb auf und fürchte dich nicht.“ „Das Wort unseres Gottes bleibet ewiglich.“ Was ist das für ein Wort? Das ist das Wort seiner Verheißung. Was ist das für eine Verheißung? Das ist die Verheißung, die sich in dem Spruch zusammenfassen läßt: „Fürchte dich nicht; ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“ Also ist kein Zusammenbruch so groß, daß eine Seele in ihm untergehen müßte, die Er erlöst hat, und kein Leid so tief, daß eine Seele in ihm versinken müßte, die Er zu sich gerufen hat. Er gibt ihr ein Lebensgefühl und eine Lebenskraft, die auch den Tod überwindet, und Er schafft ihr eine Zuversicht, an der alle empirischen Erfahrungen von Not und Tod zerschellen; denn Er spricht: Denn du bist mein, und Ich bin dein; und wo Ich bin, da sollst du sein; uns kann der Tod nicht scheiden. Und so spricht Er auch in dieser Adventszeit zu uns: Lasset fahren, liebe Brüder, was euch quält, was euch fehlt; ich bring alles wieder.

„Siehe, da ist euer Gott!“ Nicht nur für die ein-

zelne Seele ist er da, die nach ihm verlangt — Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott — sondern auch mitten in der Geschichte, mitten in der Völkerwelt, auch in unserem Volke steht er da, wie er gestanden hat mitten im Wüstenzug des Volkes Israel, mitten in der Völkerwanderung und mitten in den Schrecken des dreißigjährigen Krieges. Immer gab es da auch Seelen, die Ihn gespürt, Augen, die Ihn geschaut haben, und Paul Gerhardt dichtete mitten in der Not des furchtbaren Krieges:

„Ich singe Dir mit Herz und Mund,
Herr, meines Lebens Lust;
Ich sing, und mach auf Erden kund,
Was mir von Dir bewußt.“

Dieselbe gewaltige Kraft, die das Gras verdorren und die Blume welken läßt, läßt auch die Frucht reifen, wie es die Sonne tut, die über uns strahlt. Sie braucht den Untergang und den Tod für ihre Zwecke; denn sie schafft neues Leben aus dem Tode; sie muß vernichten, um zu erhalten und zu vermehren; sie muß das Verbrauchte und Schlechte sterben lassen, um ein Höheres und Besseres ans Licht zu bringen. Im Grunde zerstört sie nichts; denn was unser Gott erschaffen hat, das will Er auch erhalten.

Siehe, das ist euer Gott! Gewöhne dich, deinen Augenpunkt so hoch über der Erde und der Menschheitsgeschichte zu nehmen, daß du Ihn siehst! Sei so hochgemut und rein, daß du Seine Luft zu atmen vermagst; dann wird

deine Seele trotz des Leidens, das dich umgibt, nicht verzagen, und du wirst furchtlos um dich schauen; denn Sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit wie allezeit, so auch heute. Amen.

XXXIII.

28. November 1920.

Advents betrachtung.

2. Cor. 4, 6: „Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß durch uns entstände die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi.“

Als Paulus diese Worte schrieb und seine kleine Gemeinde in Korinth sie las, waren fast 500 Jahre vergangen, seitdem nahe von Korinth, in Athen, ein Mann gelebt und gewirkt hatte, der im Denken der europäischen Menschheit die größte Umwälzung bewirkt hat. Dieser Mann war Sokrates.

Bis zu Sokrates versuchten die griechischen Denker die Welt vom Außenleben aus zu begreifen — die physikalischen Vorgänge einerseits und der Staat andererseits waren die Ausgangspunkte und Gegenstände ihres Nachdenkens. Sokrates erkannte, daß das Innenleben und seine Werte der erste und eigentliche Gegenstand des Nachdenkens sein müsse, und daß man allein vom Innenleben

aus hoffen dürfe, eine befriedigende Orientierung über das Wesen der Dinge zu erlangen.

Mit Sokrates begann im Denken und Empfinden der Griechen eine herrliche Bewegung. Sein größter Schüler, Plato, entwickelte zuerst aus Fingerzeigen seines Meisters eine Weltbetrachtung aus dem Innenleben heraus, und in ihr wurden die Ideen „Gott“, „die Seele“, „das Gute“, „der leidenschaftliche Drang nach Wahrheit und höherem Leben“ („Eros“), „der Gegensatz von Trieb- leben und Freiheit“ usw. gewonnen.

In denselben Jahrhunderten, aber schon früher beginnend, haben die jüdischen Propheten und Psalmisten (von ganz andern Voraussetzungen kommend, aber sie umbildend) ähnliches verkündet. Sie erweiterten den engen und kleinlichen jüdischen Gott zu dem Herrn des Himmels und der Erde und zur Kraft und zum Richtpunkt der Seele. „Wenn ich nur dich habe, frage ich nicht nach Himmel und Erde“... „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was dein Gott von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.“ Sie waren keine Philosophen wie die Platoniker und Stoiker, aber es war doch eine zuversichtliche Orientierung auch über die Welt, eine praktische „Philosophie“, die sie darboten, und sie wußten es auch; denn sie bekannten: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang.“

Aber dennoch, trotz dieses Aufschwungs bei Griechen und Juden, kam es nicht zu einer mächtigen Bewegung, die das überstämmige und

schlimme Heidentum stürzte und das Judentum aus seiner Engigkeit und gesetzlichen Kleinmeisterei herausführte. Dazu — eine volle Zuversicht zu den hohen Ideen und Kräften erwuchs nicht; es wurde von einigen Wenigen abgesehen, Kleinmut, Stesphs, Unsicherheit auch bei den Besten nicht überwunden. Woran lag das? Weil es an einer Person fehlte, die das in sich verkörperte, lebte und vorlebte, was den höchsten Lebensinhalt bildete. Dieser Lebensinhalt verlangt, daß er vorgelebt wird, damit er eine seelenbezwingende Macht wird.

Die, welche Jesum Christum erlebt hatten, fanden sich nicht durch neue „Ideen“ bereichert, sondern sie empfanden ein neues Leben, das in sie eingeströmt war, und so kräftig war in ihnen das neue Leben, daß sie imstande waren, es durch das Zeugnis von diesem Jesus auch auf Andere überzuführen. Das ist der stärkste Beweis, daß es keine Lebenstauschung und kein Strohfeuer war!

Ein neues Leben, das heißt niemals etwas anderes als eine neue Liebe, aus der eine neue Wertschätzung folgt. Die neue Liebe war die Liebe zu dem heiligen und barmherzigen Gott, der sie zuerst geliebt hat, das eben empfanden sie daran, daß Er sie Christus hat erleben lassen. Gott umfaßten sie nun mit der Liebeskraft, mit der sie vorher sich selbst und ihr irdisches Leben erfaßt hatten; denn Er selbst hatte sich in den Mittelpunkt ihres Lebens gesetzt; Er lebte in ihnen.

Aber die Liebeskraft, die nun entstand, war von weit höherer Kräftigkeit als jene frühere. Sie gab

ihnen das sichere Gefühl, daß sie unzerstörbar sei, und eben darum wußten sie nun, daß sie selbst unzerstörbar seien: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes!“ Fortab schätzten sie keine Liebe mehr als Liebe, die nicht den Charakter des Unzerstörbaren trug und die aufhören kann; aber sie empfanden an ihren Brüdern, daß auch sie in das unzerstörbare Reich ihres Gottes gehörten. Alles Übrige aber mag vergehen; die Schmerzen dieser Verluste wollten sie ertragen. Das war die neue Wertschätzung der Dinge!

So gewaltig war der Apostel Paulus von diesem Erlebnis der neuen Liebe und der neuen Wertschätzung berührt, daß er es in seiner Größe nur mit der Schöpfung des Lichts zu vergleichen vermochte: Gott, der da aus der Finsternis das Licht aufleuchten ließ, ist es, der es auch in unseren Herzen hat aufstrahlen lassen. So schreibt er seinen Korinthern und malt ihnen damit zugleich die Natur des Erlebnisses bildweise vor Augen. Er empfindet es als eine leuchtende Klarheit mitten im Dunkel, das uns sonst umgibt, und zwar als eine Klarheit über das Wesen Gottes und damit über ihr eigenes Wesen, denn sie empfanden sich nun als ganz und gar zu ihm gehörend. Als Herrlichkeit wird ihm nun dieses Wesen offenbar. Offenbar aber ist es ihm im Angesichte Jesu Christi als einem Spiegel des väterlichen Herzens Gottes. „Das ew'ge Licht geht da herein, gibt der Welt einen neuen Schein; es leucht' wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht.“

Um uns und bei uns ist viel zusammengestürzt; die Ungerechtigkeit nimmt auf Erden überhand, und die Liebe erkaltet in Vielen und zieht sich auf immer kleinere Kreise zurück. Da gewinnen dann die Gefühle der Natur wieder die Oberhand und drohen unsere Armut noch mehr zu verarmen. Darum soll uns dieser Adventstert an das unverlöschliche Licht erinnern, an die Herrlichkeit Gottes unsres Vaters im Angesichte Jesu Christi. Und nicht sollen wir uns begnügen, es nur wie einen belichteten Nebel zu erfassen, sondern es soll uns die Sonne sein, welche Nebel und Wolken durchbricht.

XXXIV.

11. Februar 1917.

Gedanken über einen Ausspruch Goethes.

„Die christliche Religion hat nichts mit der Philosophie* zu tun. Sie ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze.“

(Goethe, Gespräche mit Eckermann, II. Teil, S. 39.)

Wüßten wir nicht, wer dieses Wort gesprochen hat, so würden wir doch aus seinem Inhalt auf einen Mann schließen, der von außen an die christliche Religion herantritt und uns mindestens nicht

* Philosophie bei Goethe = Gott-Natur-Erkennen.

verraten will, ob er selbst ein Verhältnis zu dieser Religion besitzt. Wir würden aber ferner auf einen Verfasser schließen, der sich wiederholt und eingehend mit der Frage „Religion und Philosophie“ beschäftigt hat; denn das hier gefällte Urteil ist ein abgeklärtes, wie man ein solches nur nach langer Gedankenarbeit und Lebenserfahrung zu gewinnen vermag. So tritt Goethe selbst als Verfasser uns in diesen gewichtigen Worten deutlich entgegen; denn er hat sich seine Freiheit gegenüber dem Christentum, so nahe er demselben gekommen ist, stets vorbehalten; aber er hat sich — e i n e Periode seines Lebens ausgenommen — stets und im tiefsten mit dieser Religion auseinandergesetzt. Hier liegt nun eines der letzten, im Urteil abschließenden Worte Goethes, „des christlichen Heiden“, über die christliche Religion vor. Einen „christlichen Heiden“ nenne ich ihn im guten Sinne, muß ihn aber so nennen, weil seine Verehrung für die Natur sich mit keiner christlichen Konfession, wie es solche bis zu seiner Zeit gab, vertrug. Hoffentlich kommt's einmal noch anders!

Sieht man nun sein Wort näher an, so erkennt man, daß es aus einem Kampfe geboren ist und hinter ihm eine andere Anschauung als überwundene liegt. Diese andere Anschauung hat der Verfasser selbst gehabt; denn als „Zugeständnis“ wird die richtige Anschauung bezeichnet. Der Verfasser hat sie sich also abgewonnen; sie war nicht immer die seinige.

Die überwundene Anschauung lautete so: „Die christliche Religion — und die Religion überhaupt

— ist, genau betrachtet, nichts für sich, sie ist vielmehr eine nur für einen bestimmten niederen Standpunkt geltende Größe, und besitzt nur so viel Wahrheit, wie eine Vorstufe sie besitzt; denn sie ist Vorstufe der wirklichen und reinen Gott-Natur-Erkenntnis. Diese hebt sie daher auf und macht sie unnötig, stützt sie aber doch insofern, als sie sie als Vorstufe und Surrogat erweist und gelten läßt.

Bei dieser Betrachtung wird also die Religion lediglich an dem Erkennen gemessen. In anderen Betrachtungen maß sie Goethe an der Kunst, und auch hier erkannte er ihr nur das Recht einer Vorstufe zu. Daher sein Satz: Wer Kunst und Wissenschaft hat, der hat auch Religion; wer sie nicht hat, der habe Religion! Aber dieser Satz ist eben nicht sein letztes Wort; vielmehr tritt uns in dem Gespräch mit Eckermann eine ganz andere Auffassung entgegen:

1. Die christliche Religion hat nichts mit der Philosophie zu tun...
2. Die christliche Religion ist über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze...
3. Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich.

Das ist ein großer Dreiklang! Was drückt er aus?

Nun erstens, daß man die christliche Religion überhaupt nicht am Erkennen messen soll, sondern als Kraft ins Auge fassen, und zweitens, daß sie

— weil ein eigenes Wesen — eine ganz selbständige Kraft hat.

Es will etwas Großes bedeuten, daß der einzige Mann, der sein ganzes Leben hindurch in Gott-Natur-Erkennen und Kunst gelebt hat, am Ende seines Lebens bekennt: Es ist da noch etwas Drittes, etwas Mächtiges und Selbständiges in sich, die christliche Religion! Als Kraft stellt er sie über die Philosophie, aber eben als Kraft; er würde es auch jetzt noch ablehnen, die Philosophie in anderer Beziehung unter die Religion zu stellen; denn — das ist ihm selbstverständlich: auch die Gott-Natur-Erkenntnis ist „ein mächtiges Wesen für sich.“

Als Kraft kommt dem alten Goethe die Philosophie der christlichen Religion nicht gleich, d. h. in der Richtung auf das Gemüt und den Willen. Gemüt und Willen aber bestimmen das Leben, sind die Grundformen des Lebens. Hier erkennt er den Prinzipat der Religion, und zwar der christlichen Religion, nun voll an; von anderen Religionen oder der Religion in abstracto spricht er überhaupt nicht. Das ist für seinen lebensvollen Realismus sehr bezeichnend; er hat es nur mit an ihn herantretenden Wirklichkeiten zu tun.

Wie und worin zeigt sich aber nach Goethe die eigentümliche Kraft der christlichen Religion? Er antwortet: „An ihr hat sich die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit immer wieder emporgearbeitet.“

Also die Richtung der christlichen Religion,

nach welcher sie auf die Mühseligen und Beladenen, auf die Kummervollen und Leidtragenden, auf die Zöllner und Sünder geht, die hat Goethe voll anerkannt. Ob er sie auch für sich selber hat gelten lassen? Ich wage die Frage weder sicher zu verneinen, noch viel weniger sicher zu bejahen. Man hat zu beachten, daß Goethe nicht sagt „der Mensch“, sondern die „Menschheit“; aber ich danke es ihm, daß er eben so geredet hat. Denn hier zeigt sich wieder seine absolute Aufrichtigkeit: Er will nicht mehr sagen, als er sieht und weiß, und so gewiß es ihm im Blick auf die Menschheit ist, daß sie sich immer wieder an der christlichen Religion emporgearbeitet hat, so wenig will er der absolute Kenner sein, der sagen darf: „So ist's bei jedem Menschen.“

Daß aber in seinem eigenen Innern mindestens eine Saite anlang, wenn er von Erlebnissen in der Menschheitsgeschichte kündete, das dürfen wir sicher annehmen, denn nichts Menschliches war ihm fremd, und wer das Lied gedichtet hat: „Der du von dem Himmel bist“ und den Schluß des „Faust“, der muß selbst etwas von dem erlebt haben, was er hier im Gespräch als Kraft der christlichen Religion so tief zum Ausdruck bringt: Emporarbeiten durch innere Erquickung. — —

Das Wesen und die Kraft der christlichen Religion ist noch nicht vollständig wiedergegeben, indem man sie als das Spalier bezeichnet für die Emporarbeit; denn sie ist weit mehr als ein Spalier, sei es auch ein lebendig-wirkendes, und sie hat nicht nur den Gesunkenen und Leidenden etwas

zu sagen, sondern sie bleibt auch ihr Licht und ihre Kraft, wenn sie aus ihrer Tiefe zur Höhe gekommen sind. Aber wiederum ist es aufrichtig und richtig gesehen, daß in der Kraft der christlichen Religion gegenüber dem Elend jeder Art ihre besondere Macht liegt. Goethe hat hier Paulus und Jesus selbst für sich, wenn diese auch nicht in erster Linie von „sich emporarbeiten“, sondern von „ergriffen werden“ sprechen würden.

Auch noch nicht vollständig ist das Verhältnis von christlicher Religion und „Philosophie“ bestimmt, wenn man sie einfach für zwei getrennte Größen erklärt; vielmehr erheben sich hier noch wichtige und schwere Fragen; denn auch die christliche Religion bietet ein Erkennen. Aber wiederum hat Goethe richtig gesehen, wenn er urteilt, zunächst müsse man beide in ihrer vollen Selbständigkeit fassen und diese Selbständigkeit aller weiteren Untersuchung zugrunde legen.

Gedanken zu einigen Worten Anselm Feuerbachs.

1. „Von der Gottheit nichts begehren als sie selber, wäre wohl das Richtige.“
2. „Ich achte den Menschen höher, der der Religion im Glück bedarf, als denjenigen, der sich im Unglück von ihr trösten läßt.“
3. „Wer für hohe Ideen lebt, muß vergessen, an sich selbst zu denken.“
4. „Wieviel Schlimmes braucht es, um einen guten und gesunden Menschen zu ruinieren, und wie wenig, wie wenig Gutes könnte ihn manchmal retten.“
5. „Nicht im Leben, sondern am Leben zugrunde gehen, ist ein hartes Wort.“

Zu 1: So hat's schon der Psalmist gemeint: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ Es ist gewiß die Höhe; aber wer von uns kommt zu dieser Höhe? Doch es gibt noch eine zweite Höhe: — von Gott bitten, daß er uns mit ganzer Liebe zu unsern Brüdern und Schwestern erfülle und wir in ihnen allen seine Kinder erkennen, und daß uns seine ganze Welt mit ihrer Schönheit, Lust und Leid als Haus unseres Vaters aufgeht, ohne daß wir die Sehnsucht verlieren nach einer ewigen Heimat. Auch das heiße „Gott begehren“.

Zu 2: Das ist gewiß wahr; denn wer sich nur im Unglück von der Religion trösten läßt, hat schwerlich ein festes Verhältnis zu ihr. Wen dagegen wahres Glück demütig und dankbar macht,

der blickt eben damit zu Gott auf und ruft ihn zu sich, und wenn er ihn hat, wird er auch Unglück ertragen. Alles Unglück ist ja meistens für uns nicht eine Beförderung, sondern eine Prüfung des Glaubens; Gott ruft uns zu sich, indem er uns wahres Glück schenkt. Das ist der kräftigste Zug zu ihm für gesund empfindende Menschen.

Zu 3: In diesem Spruch würde ich das „muß“ streichen; denn es ist kein „muß“, sondern es kommt von selbst. „Wer für hohe Ideen lebt, vergißt an sich selbst zu denken.“ Wenn wir also den tiefen Drang haben, von uns selbst und allem niedrig Bedrückenden loszukommen, müssen wir hohe Ideen auffuchen. („Große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir uns von Gott erbitten sollen.“ Goethe.) Was für „hohe Ideen“ aber sind hier gemeint? Kann sie nur der tiefe Denker haben? Keineswegs! Zu den hohen Ideen gehört alles, was uns über das Triebleben erhebt und aus dem Seelenschlaf aufrüttelt. Auch nur seine Tagespflicht freudig und gewissenhaft zu tun, als hänge die Wohlfahrt der Welt an ihr, ist eine „hohe Idee“. Desgleichen, etwas hingebend-gründlich zu studieren, Kunst oder Wissenschaft.

Zu 4: Weil dieses Wort, namentlich in seiner zweiten Hälfte wahr ist, sollen wir nicht müde und träge, sondern vielmehr erfinderisch sein, jedem, dem wir begegnen, Freundliches anzutun und, womöglich, ein gutes Wort zu sagen. Ohne daß wir es wissen, kann es ein Samenkorn oder ein Rettungsmittel oder eine Leiter zu höherem

Aufstieg werden. Es kann auch ein ernstes Wort sein, wenn es nur aus der Liebe stammt und aus wahrer Teilnahme.

Zu 5: Am Leben geht sicher jeder zugrunde, der sich nur „ausleben“ will und eben dieses vom Leben begehrt. Entweder wird er eine hohle Schlacke, oder er zerfällt schon, bevor er zur Schlacke geworden ist. Die blauen Flämmchen, die wie Irrlichter über der zerkrümelten Seele tanzen und sie gespenstisch umschweben, sind der letzte unheimliche Gruß des schwindenden Lebens. Und doch ist der Trieb zum „Ausleben“ unbezwingbar; denn er ist das Leben selber. Also gilt es, sich so auszuleben, daß man dabei nicht Leben verliert, sondern immer mehr Leben gewinnt. Das gelingt nur, wenn man alles Sinnliche und Selbstfüchtige nicht austilgt — das wäre ein falscher Weg — sondern der edlen Freiheit der Seele zu Diensten stellt. Dann ist's unmöglich, am Leben zu sterben und gewappnet sieht man auch dem Tode im Leben entgegen.

XXXVI.

4. September 1922.

Das Unbewusste, der Verstand und das Gewissen.*

Dr. Müller hat ganz recht: der Verstand ist kein Empfangsorgan, weder für die raumzeitliche Welt

* Diese Ausführungen sind in Berchtesgaden niedergeschrieben worden, angeregt durch den Bericht einer Schülerin über einen Vortrag von Johannes Müller in Elmau.

und ihre Inhalte, noch für das Ewigelebende und Überzeitliche. Empfangsorgane sind die Sinne und das Unbewußte. Aber wie die Sinne täuschen und daher der Kontrolle bedürfen, die nur der Verstand auf Grund von Sinnen-Erfahrungs-Summen, die er ordnet und klärt, bringen kann, so kann auch das Unbewußte täuschen und verführen; also auch das Unbewußte, wenn es sich in Lebensgefühlen und -bestimmtheiten zur Geltung bringt, bedarf einer Kontrolle, sonst bleibt der Mensch in wogenden Gefühlen stecken und der Wille bleibt ratlos, wo und wie er folgen soll.

Diese Kontrolle muß doppelter Art sein; denn sie muß ausgeübt werden sowohl vom Verstande, als auch vom Gewissen. Das Gewissen ist seinem Inhalte nach keine ursprüngliche Funktion, sondern ein geschichtlicher Erwerb; es ist daher durchaus dem Irrtum unterworfen, aber dessen ungeachtet tritt es mit dem Anspruch auf, ein subjektiv-absoluter Maßstab zu sein (das ist die psychologische und daher ursprüngliche Eigenart des inhaltlich ursprünglich leeren Gewissens). Dem kann und darf man sich ohne Schaden nicht entziehen; daher läßt sich die Maxime bilden:

„Handle niemals gegen dein Gewissen — denn gegen das Gewissen zu handeln, ist der höchste Schrecken —, aber vergiß dabei niemals, daß dein Gewissen ein irrendes sein kann und sei daher fort und fort darauf bedacht, es zu berichtigen.“

Nach dem Ausgeführten ist es also meines Erachtens falsch, zu sagen: „Alles, was man tun

muß aus einem inneren Drang ist recht,“ und ebenso falsch: „Jede intuitive Handlung ist aus Gott, weil sie aus dem Unbewußten, dem Leben selber, stammt.“ Gewiß ist das Unbewußte das Organ, in welchem sich das Leben selbst zum Ausdruck bringt, aber nicht nur das göttliche Leben, sondern auch all das Leben, welches zwar aus dem göttlichen Leben stammt, aber nicht selbst das göttliche Leben ist; denn in unserem Unbewußten sind alle die Stufen des Lebens wirksam, in denen sich das Leben darstellt von jener Kraft an, die wir Gravitation nennen, bis zu jener Kraft, die die Seele über sich und die Welt zu erheben vermag. Da nun jeder von uns ein Mikrokosmos ist (fähig, in seinem Unbewußten die ganze Skala der Lebenskräfte zu erleben), dieser Mikrokosmos aber darauf angelegt ist, daß in seiner Aktionsphäre die höchste Lebenskraft die Zügel hat, da aber ferner alle Lebensindrücke vom Unorganischen und Tierischen an bis zum Göttlichen auf das Unbewußte eindringen, so ist es damit nicht getan, daß man sich jedem inneren Drang und jeder Intuition hingibt, als wären sie als solche schon göttlich. Vielmehr ist hier sofort der Kampf der niederen Lebensindrücke mit den höheren gegeben und fordern den Verstand sowohl als auch das Gewissen heraus, die also nicht nur dienende Helferinnen sind, sondern auch Organe des Göttlichen, — nicht empfangende, aber ordnende und prüfende. Sie sind durchaus nicht nur meine subjektiven Fähigkeiten; vielmehr sind der Drang nach Wahrheit (Verstand) und der Drang zur

Rechtchaffenheit des Handelns (Gewissen), — damit man nicht stückweise an die Welt zerfalle, sondern eine geistige Einheit bleibe, — Gotteskräfte. Das Gewissen ist auf jeder Stufe, auf der man sich befindet, so unentwickelt es sein mag, das Organ, das uns geistig und moralisch geschlossen erhält.

Verstand und Gewissen vermögen an und für sich nichts, wenn nicht die Erlebnisse aus den Sinnen und dem Unbewußten da sind, aber diese lassen den Menschen in wogender Unsicherheit ohne die aus göttlichem Leben stammenden Kräfte des Verstandes und des Gewissens. Nicht also nur das Unbewußte ist göttliche Gabe, sondern von allen unseren Funktionen gilt: „Was hast du, das du nicht empfangen hast,“ und was hast du, was nicht göttliches Leben wäre — auch der Verstand und das Gewissen! Aber laß ein jedes an seinem Ort und in der Eigentümlichkeit seiner Funktion! Erwarte nicht vom Verstande oder vom Gewissen beseligendes Lebensgefühl, aber erwarte auch nicht vom Unbewußten oder von der Intuition ein kleiner Kontrolle bedürftiges Ruhen und Leben in Gott! Das Unbewußte und die Intuition können uns geradezu niederdrücken auf ein niedriges Niveau des Lebens, auf das tierische Niveau, ja selbst auf das passiv=physikalische!

Praktisches Fazit: Wie wir des Tages und der Nacht für unsere Gesundheit bedürfen, so müssen wir auch in stetem Wechsel stehen zwischen einer kindlichen Aufgeschlossenheit und Empfänglichkeit gegenüber der unmittelbaren Kraft des Lebens auf

allen feinen Stufen einerseits und der Anspannung des kritischen Verstandes samt dem Lauschen auf das Gewissen andererseits. Dort wie hier lebt Gott und wirkt in uns.

Gebet.

Großer Gott, ich danke Dir, daß Du mir das Leben geschenkt hast und im Verborgenen zu meiner Seele sprichst; ich danke Dir, daß Du mir den Drang nach Wahrheit und den Verstand geschenkt hast, und ich danke Dir, daß Du mir den Drang zur Selbstbehauptung und das Gewissen geschenkt hast. Ich danke Dir endlich, daß Du mir den Herrn Christus geschenkt hast und den Nächsten, dem ich ein Christus werden darf. In allen diesen Gaben habe ich dich selbst und nicht nur Deine Gaben, und wo ich zurückbleibe und fehle, traue ich darauf, daß Deine barmherzige Liebe größer ist als mein Herz! Amen.

Verzeichnis der Texte.

	Nr.	Seite
1. Buch Moses 49, 18: „Herr, ich warte auf Dein Heil“	XXVII	126
Psaln 1, 2: „Er hat Lust am Gesetze des Herrn“	XXI	97
„ 111, 10: „Die Furcht des Herrn“	XII	51
„ 126, 5: „Die mit Tränen säen“	XXII	104
Jes. 38, 17: „Siehe, um Trost war mir sehr bange“	IV	16
„ 40, 6: „Es spricht eine Stimme“	XXXII	152
„ 43, 1: „Und nun spricht der Herr“	XXIV	112
Jer. 23, 28: „Ein Prophet, der Träume hat“	XX	94
Ev. Matth. 8, 21: „Und ein anderer unter seinen Jüngern“	XXVI	121
Ev. Matth. 12, 30 (Totensonntag): „Wer nicht mit mir ist“	XVII	32
Ev. Matth. 13, 44: „Abermal ist gleich das Himmelreich“	XXV	117
Ev. Matth. 13, 33: „Das Himmelreich ist einem Sauerteig gleich“	I	7
Ev. Matth. 15, 25: „Sie kam und fiel vor Jesu nieder“	XXX	142
Ev. Matth. 15, 28: „Jesus sprach: Es ist nicht fein“	XIV	61
Ev. Matth. 16, 13: „Da kam Jesus in die Gegend“	VI	23
Ev. Mark. 12, 32: „Der Schriftgelehrte sprach“	XVIII	36
Ev. Luk. 1, 46 (3. Adventssonntag): „Und Maria sprach“	VII	28
Ev. Luk. 9, 52: „Und er sandte Boten vor sich her“	XXXI	147
Ev. Luk. 10, 2: „Jesus sprach zu seinen Jüngern“	III	13

	Nr.	Seite
Sinter Lukas 6, 5: „An demselben Tage sah Jesus“	XIII	55
Ev. Joh. 1, 14 (Weihnachtsbetrachtung): „Und das Wort ward Fleisch“	VIII	51
Ev. Joh. 16, 12: „Ich habe Euch noch viel zu sagen“	XXVIII	131
Ev. Joh. 17, 15: „Ich bitte nicht“	II	3
Ev. Joh. 20, 11 (Ostern): „Maria Mag- dalena aber stand“	XVI	77
Über Pantheismus, Deismus und Theis- mus.		
Apostelgesch. 17, 28: „In Gott leben, weben und sind wir“	XV	66
Röm. 11, 36: „Denn von Ihm und durch Ihn“	XV	66
Röm. 3, 23: „Sie sind allzumal Sünder“	XI	45
Psaln 51, 6: „An Dir allein“	XI	45
Röm. 8, 26: „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf“	V	20
Röm. 8, 15: „Ihr habt nicht einen knechtischen Geist“	XXIII	103
1. Kor. 4, 1: „Dafür halte uns Jeder- mann“	X	41
1. Kor. 6, 20 u. 1. Kor. 7, 23: „Ihr seid teuer erkauft“	XXIX	136
2. Kor. 4, 6 (Advents-betrachtung): „Gott, der da hieß das Licht“	XXXIII	157
2. Kor. 13, 13 (Trinitatisfest): „Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi“	XIX	39
2. Tim. 1, 7 (Neujahr): „Gott hat uns nicht gegeben“	IX	36
Goethe (Gespräche mit Eckermann): „Die christliche Religion hat nichts mit der Philosophie zu tun“	XXXIV	161
Anselm Feuerbach: Fünf Aussprüche	XXXV	167
Das Unbewußte, der Verstand und das Gewissen	XXXVI	169





